A 22000F

Frauenhefte

Berlin

Dezember 1978

DIE SCHWARZE BOTIN

Nr. 9

5.-DM

Inhalt

off limits
belvedere 3
(Heidi Pataki)

Der Vergleich
Finale (2)
Vielfältig ja! 4
(Karin Kersten)

guten abend · eine montage 5
(Friederike Mayröcker, Ernst Jandl)

Existenzphilosophie
Wandervögel 6
(Gabriele Goettle)

„Dankesworte der Preisträgerin" 6
(Elfriede Jelinek)

Die Ballade von den drei wichtigsten Männern
und dem Personenkreis um sie herum 8
(Elfriede Jelinek)

Ismen 15
(Gabriele Goettle)

Lore und die andern 16
(Brigitte Classen)

Und ewig rauschen die Binsen 17
(Gabriele Goettle)

Theweleit-Phantasien 21
(Christa Reinig)

Handapparat 25
(Roswitha Kaever)

Offener Brief an Carlo Aymonino 28
(Margrit Kennedy)

Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die
Wohnung und die Möglichkeiten zur Überwindung 31
(Myra Warhaftig)

Bücher die uns aufgefallen sind 39

Bildnachweis

Clark Gable. Amerikanische Buchmessenwerbung 2
Gabriele Goettle, Collagen 1978 ..... 7, 13, 24, 29
Martine Carol, aus: *Der Stern*, 1. 3. 1958 40

Und überall auf den Tannenspitzen

sah ich goldene Lichtlein blitzen

off limits
I

es fiel ein reif in der frühlingsnacht?
es gibt ihr niemand ein herbes Wort?
es gibt so bange zeiten?

es hat der ernste gang der jahre?
es hat die rose sich beklagt?
es ist bestimmt in gottes rat?

es ist ein brunnen der heißt leid?
es ist ein reis entsprungen?
es ist ein schnee gefallen?

es ist ein schnitter der heißt tod?
es ist genug! mein matter sinn?
es kamen grüne vögelein?

es kumpt ein schiff geladen?
es läuft der frühlingswind?
es liegt so still im morgenlicht?

es schienen so golden die sterne?
es schlug mein herz geschwind zu pferde?
es schneit und eist den ganzen tag?

es schweigt das leben wo der erde stirn?
es stand im elterlichen birkenschranke?
es steht eine sägemühle im wald?

es tönt des nöcken harfenschall?
es wandelt was wir schauen?
es war als hätt der himmel?

es waren zwei königskinder?
es wollt ein jäger jagen?

ewigklar und spiegelrein und eben?

belvedere

auf den stufen stockbesoffen
ebenholz & helfenbein
das kaputte schloß vor augen
den gespreizten tretern
enten flattern überm teich
trüb & drunter
jahreszeiten früchtereigen
händeschütteln sich verneigen
schönes leben! nichts zu hoffen
steingemeißelt fickt der knabe
seinen ziegenbock von hinten
schlacke aus den alten schläuchen
durch dies müde lebenszeichen
aufgewiegelt tritt der wächter
(alter nazi) in den rasen:
schöne aussicht! nie begründet
eltern zischeln kinder flitzen
rentner knattern puppen schwitzen
trauf & drüber
auf dem sims hackt eine krähe
der kollegin s auge aus was erneut
in die dunkeln gründe mündet:
schöne zeit!
tauben kreischen spatzen trillern
puttputt über die rabatten
leise tröpfelts
einer brunzt im laubengang
hinterm wandrer schlägt das gras zusammen?
gottseid –

heidi pataki

aus: Heidi Pataki, *stille post / gedichte*, im Verlag edition neue texte, Linz 1978

Der Vergleich

Sein Text
Steht noch nicht ganz
In meinem
Sitzt noch nicht jedes Wort

Stehen ist männlich
Sitzen ist weiblich
Und zwar ästhetisch
Genauso wie leiblich

Vielfältig ja!

(Lied, mit Schellen und Peitschenknall)

Vielfältig ja, doch niemals so umwunden
Es dauert jede Kleinigkeit ja Stunden
Das Leben nennt der Derwisch eine Reise, ja!
Nicht aber eine lebenslange
Dann erst sitzt man da

Ich bin nach Wolfenbüttel einst gefahren
Das hat gedauert, Tage, schien mir, ja!
Wir lagen uns vom Fahrrad aus
Wohl in den Haaren, bei Gegenwind
Und dann erst sitzt man da

Vielfältig ja! kann eine jede sagen
Doch bis nach Wolfenbüttel fahren, ja!
Ein zweitesmal, das würde keine wagen
Und mit den Jahren
Dann erst sitzt Du da

Finale (2)

Deck ab, deck ab
Wirf fort, wirf fort –
Die Verwandten!
Kein Sterbenswort
Vor Blauaugen
Oh die Blamage!
Wir singen ein Lied
Ein stolzes Lied
Vom Segelschiffchen
Das noch nie zur See
Kein Sterbenswort
Vor Blaujacken
Hiß die Gardinen
Alle von Bord –
Die Verwandten!
Kein Wort vor denen
Oh die Blamage!
Deck ab, wirf fort
Weiberleiber
Oh die Blamage
Vor den Verwandten
Kein Sterbenswort.

Karin Kersten

aus: Karin Kersten, *Steinerweichen, wie man Eine wird.*
Unveröffentlichtes Manuskript

(„Duchamps *Vorderleib* / zierliches Fahrgestell / Urinoir /
: am 29. Dezember phantasiere ich bei Duchamp :
Parallelen zum eigenen Werk; am 30. erkenne ich im
Gedicht die Möglichkeit, entschlossener, kühner zu
arbeiten als in der Prosa, freiere Bogen zu schlagen / (in der
Prosa hingegen, gleichzeitig präziser *und* durchlässiger zu
sein); unerläszlich jedoch für diese und andere Gattungen :
Öffnung sämtlicher Schleusen bei Aufrechterhaltung
strengster Maszstäbe und Übung von rücksichtslosester
Härte und Schärfe")

*

guten abend · eine montage

ist ihnen spät
ja mich eilt es
man sollte mit einem boxer wohl nicht anbinden
höchstens mit falschem gebiß
dieses wechselt gern den mund
es macht sich manchmal selbständig
meinem bruchband geht es genauso
wie steht es dann mit ihrem glied
das werden sie gleich sehen. jetzt machen sie
die augen zu
und springen sie über meinen ausfluß
das war ein hochgenuß
hängen sie die kleider zum trocknen beim ofen auf
die badehose können sie aber anlassen
sie können mich ruhig anschauen – ich bin blind

gehen wir tanzen
wo ist denn die butter
im matrosenkragen
unter uns gesagt: er nässelt
ich sagte ihnen doch schon: es nieselt
sagen sie bitte nichts wenn ich niese
wo ist der beißkorb
bleiben sie diesem käse treu
ich verbohre mich sogar in ihn
er ist nämlich meine nase
nicht höher bitte
sonst könnten sie an einer ganz unpassenden stelle
herauskommen
davon bekomme ich immer kopfschmerzen
morgen kommt die hausmission

mir ist nicht ganz gut
ist ihnen übel
es scheint so
ziehen sie einen pantoffel über
danke
ist es jetzt besser
ich will mich ein weilchen vors haus begeben
achten sie auf die hauskatze
stinkt sie
ich hatte noch keine gelegenheit es zu überprüfen
bitte hier ist ein geigerzähler
ein meterband wäre mir lieber
oder spielen sie klavier
ich spiele auf der wasserwage
klopf du an

lesen sie
essen sie spinat
nein ich wässre meine topfpflanzen
entschuldigen sie wenn ich mich bücke
ich kann nicht heruntersteigen
mir scheint es regnet schon

Friederike Mayröcker und Ernst Jandl

Friederike Mayröcker und Ernst Jandl aus: *jardin pour friederike mayröcker*, neue texte, 20 / 21 1978

Existenzphilosophie

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,
fällt er in den Graben,
fressen ihn die Raben.
Fällt er in die Hecken,
fressen ihn die Schnecken.
Fällt er in den Klee,
frißt ihn gleich ein Reh.
Fällt er auf ein Ei,
drückt er es zu Brei.
Fällt er in den Mund, ist er oft gesund.
Fällt er in ein Wasser,
wird aus ihm ein nasser.
Fällt er in ein Maul,
ist er oft scnon faul.
Fällt er auf ein Kind,
bildet sich ein Grind.
Fällt er in den Dreck,
bildet sich ein Fleck.
Fällt er in den Sumpf,
ist der Aufprall dumpf.
Der Apfel fällt nicht weit vom Schlamm.

*

Literaturpreis
der
Stadt Bad Gandersheim

Im Gedenken an die tausendjährige Wiederkehr
des Todes der ersten deutschen Dichterin

Roswitha von Gandersheim

im Jahre 1973
verleiht die Stadt Bad Gandersheim
die

Roswitha-Gedenkmedaille 1978

an

Elfriede Jelinek

Die Stadt Bad Gandersheim beehrt sich,
Sie zu diesem Festakt einzuladen.

Wandervögel

Brathähnchen rauschen durch die Nacht
mit schrillem Schrei, nach Norden.
Los geht die Fahrt, hab acht, hab acht,
die Welt ist voller Morden.

*

Rot und roter wird der Rucksackträger,
abwärts drängts den Reisebeutel.
Sonne lacht am Firmament,
Brotzeit schmilzt in Plastikhäuten,
Riemen schneiden tief ins Herz.

*

Vielerorts gehts seltsam zu,
ene, mene, raus bist du.
Oft macht den Kleinen Dreck und Kot
die Backen wohl am schönsten rot.
Doch bald schon werden alle blaß
und beißen kurz drauf ins Gras.

Gabriele Goettle

„Dankesworte der Preisträgerin"

Es gibt keinen Preis nur für schreibende Männer, und auch der erste Mann, der je geschrieben hat, wird nicht sonderlich gefeiert. Daraus kann man schließen, daß das Schreiben für Männer eine quasi natürliche Tätigkeit ist, etwa wie die Seidenraupe Seide spinnt.

Wie wir wissen, ist dem Mann von der Natur die schöpferische und intellektuelle Kraft verliehen worden, weil er ein aktives geschlechtliches Wesen besitzt. Die Frau hat mehr ein vertieftes Gemüt. Daher liegen produktive intellektuelle Leistungen außerhalb der natürlichen Möglichkeiten der Frau. Sie ist nämlich reine Natur und kann daher kulturell nichts schöpfen. Der, der abbildet, ist der Mann, was abgebildet wird, ist die Frau. Männer haben mehr ein Außen und weniger ein Innen. Da man das Außen besser sieht, haben sich die Männer für dieses Außen entschieden. Frauen und Na-

OTTINO

tur haben von jeher eine Einheit gebildet, daher ist die Frau ein Naturwesen. Die Frau ist etwas Elementares, die Männer sind das Element, in dem sie sich bewegt. Das Gehirn soll sich bei der Frau nicht über die Norm hinaus entwickeln, denn die Frauen müssen sich schließlich durch sich selber, die Männer durch ihre Arbeit definieren. Die Arbeit der Frau ist keine gesellschaftliche Arbeit, sie ist Natur, weil sie ja von der Frau vollführt wird. Sie klagt, der Mann schafft ihr Grund zum Klagen.

Die Roswitha entschuldigt sich bei ihren gelehrten Gönnern sehr lieb für ihr Werkchen eines schwachen Weibes und für den beschränkten Mutterwitz der Frau. Vorher hat sie ihren Körper in einem Damenstift in einer vor der Welt geschützten Position untergebracht. Ihren Kopf hat sie hinausgeschickt, wobei er vor der Schlechtigkeit der Welt oft errötet ist. Die Schlechtigkeit der Welt besteht meistens darin, daß sich ein oder mehrere Männer eine oder mehrere Jungfrauen aneignen wollen. Die Frau siegt aber durch ihre Jungfräulichkeit, welcher der Himmel immer hilft. Schließ dich ab, dann hilft dir Gott. In Roswithas Stück „Sapientia" werden mit großer Anschaulichkeit reine Jungfrauen geschlagen, zerstückelt, geröstet, in heißes Pech geworfen, geköpft, gegeißelt, gesotten und in den Ofen gesteckt. Am Ende gehen sie unversehrt als stolze Siegerinnen im Glauben hervor. Der Sieg der Frau durch Abkehr von einer Außenwelt, die ihr ohnehin nicht zusteht. Der Sieg der Unberührtheit über den männlichen Berührer von außen, der ständig diesen seltsamen Drang hat, einen Drang, den die Frau bekanntlich nicht hat. Aber ich weiß nicht, ob die Roswitha nicht auch gern hinausgegangen wäre, wo sich ihr Kopf schon aufgehalten hat. Damit der Kopf aber arbeiten kann, hat sie den Körper in Sicherheit bringen müssen vor der Welt, die zwar einen weiblichen Artikel hat, aber den Männern gehört. Allerdings ist der Kopf bei einem Menschen schon sehr viel, wenngleich ich dieser Roswitha gewünscht hätte, daß sie seinetwegen auf ihren Körper nicht hätte verzichten müssen. Vielleicht war es aber wieder ganz gut so, denn draußen hätte sich wahrscheinlich einer gefunden, der sich diesen Körper rasch unter den Nagel gerissen hätte. Auf die kleine Draufgabe des Kopfes hätte der sicher nicht verzichtet.

Elfriede Jelinek

* *

SB Nr 9 Dez. 78

Die Ballade von den drei wichtigsten Männern und dem Personenkreis um sie herum

L: My name is Charles Lindbergh. Ich muß bald aufsteigen. Morgen ist der schwere Tag, der mir jedoch Weltruhm bringen wird.

F: Bitte, Charles!

L: Alles ist bereits gepackt. Morgen ist der schwere, aber schöne Tag, der mir den Weltruhm bringen wird, daher ist er schwer, aber nicht zu schwer.

F: Nein, Charles, bitte! Tue es nicht! Noch kannst du es Dir überlegen. Wenn Du erst einmal in der Luft bist, kannst Du nicht mehr zurück. Denk an unsren Sohn!

L: Ich muß es tun. Es ist ein Drang in mir, mich zu bewähren und zu bestätigen. Ich kann Dir nicht sagen, wie stark dieser Drang gerade jetzt in diesem Augenblick ist.

F: Charles! Nein. Denk an das Kind! Wenn Du nicht an das Kind denken willst, bitte, dann denke wenigstens ein wenig an mich!

L: Das verstehst Du nicht. Morgen muß ich aufsteigen. Niemals wirst Du dieses Gefühl begreifen, das man hat, wenn man den riesigen weiten Ozean als erster überquert.

F: Charles, Gott hat den Ozean nicht geschaffen, damit Du darin umkommst und mich sowie das Kind allein zurückläßt. Bleib hier, Charles! Noch ist es Zeit.

L: Du Kind! Gegen Ende diese Hörspiels wirst Du erfahren, daß keiner einen Menschen zurückhalten kann, der so fest entschlossen ist wie ich.

F: Charles! Charles, bleib hier!

M 1: Nein, die Abnäher weiter hier, macht die Farbe mich auch wirklich nicht blaß?

M 2: Die Farbe ist genau richtig. Wenn sie allerdings etwas mehr ins bläuliche gehen würde, würde sie vielleicht blaß machen.

M 1: Auch der Grünton darin macht entschieden blaß, oder?

M 2: Wenn etwas an dieser Farbe blaß macht, dann nicht das Grün.

M 1: Eigentlich wäre es doch ganz gut, wenn mich die Farbe etwas blässer machen würde, denn ich bin von Natur aus mit roten Wangen gesegnet.

M 2: Eben. Außerdem macht das Rot darin auch wieder nicht so blaß.

M 1: Finden Sie mich blaß?

M 2: Aber nein. Nicht zu blaß und nicht zu rosig.

M 1: Mein Teint ist zwar gut, wirkt aber leicht blaß. Daher: Vorsicht mit der Kleidung!

M 2: Aber gerade dieses Muster macht Sie weniger blaß als andre, die ich Ihnen nennen könnte.

M 1: Bei Tageslicht wirke ich sowieso nie so blaß wie bei künstlichem.

M 2: Aber hier herrscht doch Tageslicht!

M 1: Eben. Dafür, daß Tageslicht herrscht, bin ich noch viel zu blaß, wie blaß würde ich erst bei künstlichem Licht sein.

M 2: Sie sind doch nicht blaß!

D: Mein Name ist berühmter Dirigent. Ich dirigiere nur in den berühmtesten Opernhäusern und die größten Orchester dieser Erde. Auch reise ich oft und viel. Das muß man bei diesem aufreibenden Beruf.

B: Ich bin nur eine kleine Ballettänzerin. Ich stehe erst am Anfang. Ein steiler Weg liegt vor mir,

der auch dornig ist. Meine Eltern waren russische Großfürsten, sie haben mir den russischen Vornamen Natascha gegeben, dies wertet mich ein wenig auf.

D: Wenn ich nicht dirigiere, ruhe ich mich von der überaus anstrengenden Dirigententätigkeit aus. Ich bin dann erschöpft, habe mich ausgegeben bis zum letzten. Manchmal denke ich darüber nach, wie man das nennt, was ich bin.

B: Man nennt es einsam, was Sie sind. Ich stehe erst ganz am Anfang.

D: Überall bin ich zu Hause, ständig lebe ich aus dem Koffer, was anstrengend und aufreibend ist. Der Ruhm kostet mich viel, fast zuviel. Wenn ich aber z. B. vor den Berliner Philharmonikern stehe, denke ich, daß der Ruhm doch nicht zuviel kostet.

B: Mein Beruf mit den Augen einer Frau: Er ist wichtig aber nicht das Leben selbst, das ganz anders ist.

D: Ich habe soeben etwas fertigkomponiert. Ich komponiere gleich weiter: Ein Ballett aus sehr moderner Musik gemacht, das nicht viele verstehen, das aber trotzdem begeisterten Applaus erhalten wird.

B: Vor mir liegt ein harter Weg. Werde ich ihn meistern oder Mittelmaß bleiben wie soviele andre?

D: Meine Musik ist so modern, daß ihr nicht viele folgen können. Auf keinen Fall kann man sie mit Mittelmaß bezeichnen.

B: Ich glaube, ich werde Mittelmaß bleiben wie Millionen andre.

D: Mittelmäßigkeit ist für eine Frau jedoch schon viel, für einen Mann eher wenig.

M 1: Helle Lidschatten machen mein Gesicht mehr oder weniger blaß.

M 2: Nein. Doch nicht blaß! Um Gotteswillen. Dann müssen Sie dunkle nehmen !

M 1: Aber auch dunkel macht manchmal blaß.

M 2: Sie sind doch nicht blaß. Man muß allerdings dieser Gefahr vorbeugen.

M 1: Sind Sie auch ehrlich, wenn Sie sagen, daß Sie mich nicht blaß finden? Gerade heute finde ich mich echt blaß.

F: Charles! Wenn Du morgen aufsteigst, verlasse ich Dich, es ist mein Ernst.

L: Aber Kind! Du Kind du! Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, aber Du weißt auch, daß ein Mann sich bewähren muß, wo er auch geht oder steht.

F: Charles, Du hast ein Kind, vergiß das nicht!

L: Wie könnte ich etwas vergessen, das mein Leben zu einem großen Teil ausmacht. Liebe, kleine Frau, ich vergesse Euch nicht. Immer wird Euer Bild vor meinen Augen stehn, wenn ich

den Ozean überquere. Aber ich muß einfach queren, immer nur queren.

F: *(Weint)* Charles! Weißt Du, wie einer Mutter zumute ist, deren Kind bald Vaterlos aufwachsen muß?

L: Bitte, weine nicht, Du sollst tapfer sein und an mich glauben. Du sollst stolz darauf sein, was ich morgen erreichen werde. Mach es mir nicht so schwer, kleine Frau.

F: Charles, nein!

K 1: Vati! Vati! Geh nicht fort von uns, Vater, bleib bei uns! Siehst Du nicht, wie Mutti weint?

L: Mein Sohn. Heute kannst Du es noch nicht verstehen, aber einmal wirst Du verstehen. Dann ist Dein Vater ein Held. Ein berühmter Flieger.

F: Charles!

K 1: Vater, bleib bei uns.

L: Mein Sohn, Du bist jetzt der Mann in der Familie. Paß gut auf Deine Mutter auf und übergebe sie mir so wie ich sie verlassen habe, in gutem Zustand!

K 1: Ja, Vater. Ich werde für Mutter sorgen, das verspreche ich.

F: Charles! *(Schluchzt)*

M 1: Dann suche ich noch einen Lippenstift, der zu diesem Kleid passen und nicht blaß machen sollte.

M 2: Meinen Sie nicht, daß dieser die zarten Farben Ihres Gesichts mehr heben als senken wird?

M 1: Ich meine, daß er mich blaß macht.

M 2: Aber nein! Außerdem sind Sie doch nicht blaß.

D: Eben habe ich die berühmte Feuervogel Suite vom Komponisten Strawinsky zu Ende dirigiert. Ich bin völlig erschöpft und ausgepumpt und ausgelaugt, aber der Applaus tobt.

B: Eben habe ich in der berühmten Feuervogel Suite vom Komponisten Strawinsky meinen Solopart zu Ende getanzt. Der große Dirigent war ein künstlerisches Ereignis. Mir war, als ob er jeden meiner Schritte mit dieser Musik von Weltruf unterstützt hätte.

D: Diese kleine Tänzerin hat eine sogenannte Ausstrahlung, die bis hierher an mein einsames Dirigentenpult gedrungen ist, wo man so einsam ist wie an keinem andren Ort der Welt.

B: Neben ihm fühle ich mich klein, unbedeutend, verloren und winzig. Meine Eltern haben mir eine kleine Wohnung hinterlassen, die mit kostbaren Stilmöbeln aus dem alten Zarenpalast eingerichtet ist. Sie wäre der richtige Rahmen für diesen außergewöhnlichen Menschen und Künstler.

D: Eben stehe ich vor dem Portal des Opernhauses von Weltgeltung. Ich bin ganz allein, die Musik hat mich dazu gemacht. Ich stehe im Regen, der stetig und gleichmäßig herniederprasselt,

und sehe in die Ferne zu meinem Sportwagen, den ich aus den Staaten herübergebracht habe, hinüber.

B: Meine zarte Tänzerinnengestalt nimmt sich verloren aus in dieser Weite. Meine Haare sind blond und feucht. Ich bin todmüde von der Anstrengung des anstrengenden Tanzes.

D: Wo müssen Sie denn hin, Sie Kleines, Unbedeutendes, Verlorenes und Winziges?

B: Zum linken Seineufer. Dort ist meine kleine, mit Stilmöbeln eingerichtete Garçonniere.

D: Hallo, Du süße Klingelfee!

B: Ja.

D: Schon habe ich Ihre kleine, zarte Gestalt aufgehoben, damit die Schuhchen nicht naß werden. Schon habe ich die Gestalt in meine Dirigentenarme genommen und über die Pfützen hinweg zu meinem Wagen getragen, dort setze ich sie behutsam ab.

B: Wie behutsam Dirigentenhände zu sein verstehen, die sonst nervig den Taktstock schwingen.

M 1: Von den vielen Dingen, die blaß machen, ist helles Licht das schlimmste.

M 2: Sie sind doch nicht blaß! Freilich, wenn das Licht zu hell ist . . .

M 1: Finden Sie das Licht hier zu hell?

M 2: Nein. Aber ich finde Sie auch nicht blaß.

M 1: Wollen Sie damit sagen, daß ich mir das alles nur einbilde?

M 2: Aber nein. Bei weniger hellem Licht sind Sie sicher weniger blaß.

T: Ich heiße Tarzan. Zwischen meiner Jane und mir, dem athletisch gebauten Mann, gibt es in letzter Zeit auffallend viele sexuelle Spannungen.

J: Die Ziegen sind gemolken, Tarzan.

T: Jane, ruh Dich doch mal aus! So gut wie Du Deinen Pflichten als Hausfrau nachkommst, so gut kommst Du auch Deinen Mutterpflichten nach.

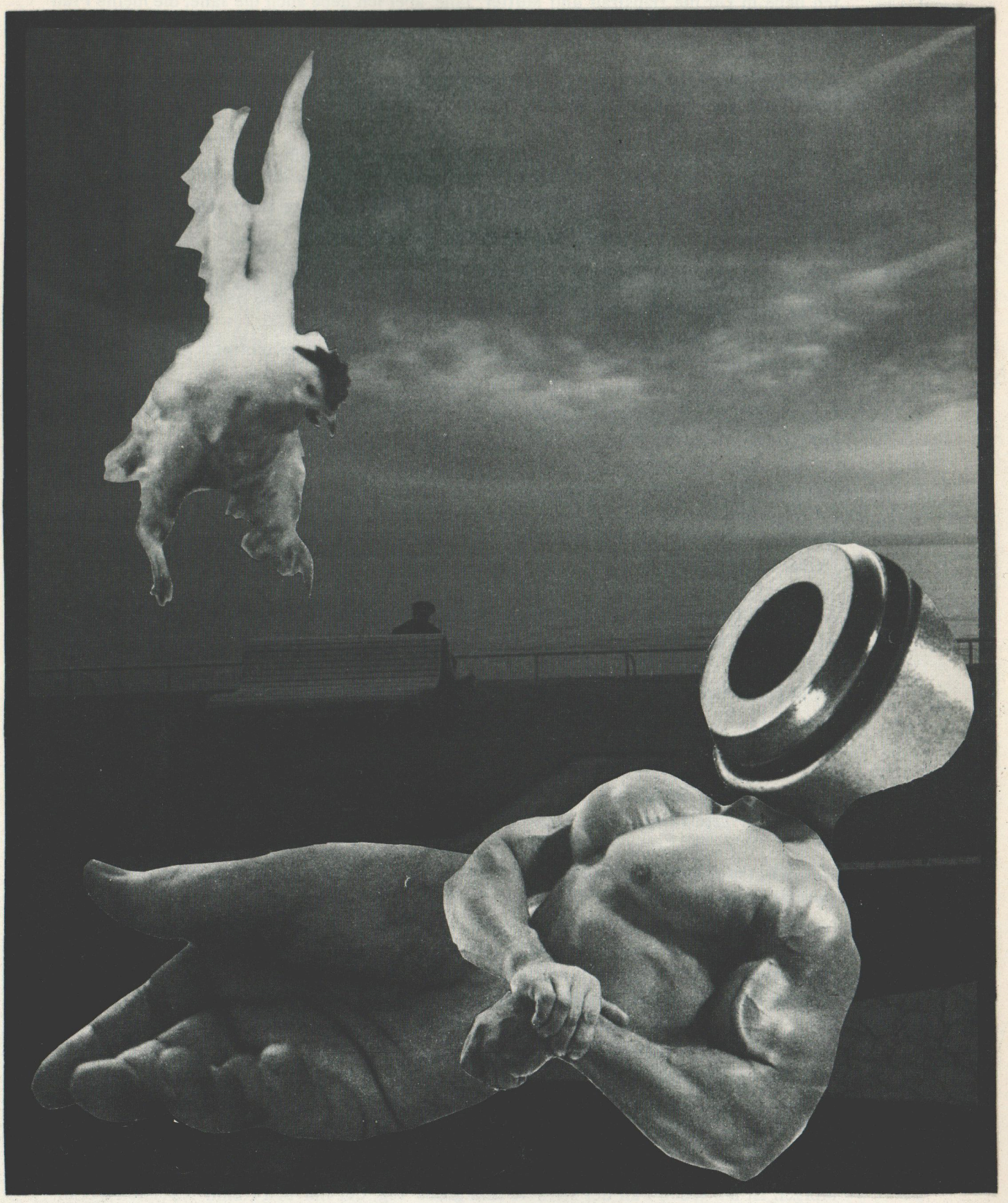
J: Ich will nicht nur eine gute Hausfrau und Mutter sein, ich will auch eine gute Gattin sein. Trotzdem ist etwas Unbefriedigtes in mir und bohrt.

T: Was ist es, das in Dir ist, Jane, liebe kleine Schaffnerin?

J: Ich trau mich nicht, es zu sagen. Die Gattin in mir sagt: Schweige! Aber die Hausfrau und Mutter in mir sagen: Rede!

T: Sage es, Jane!

J: Hast Du mich denn kein bißchen lieb, Tarzan?



T: Ich liebe in Dir die Hausfrau und Mutter, Jane, aber ich liebe auch die Jane, die meine Frau und Gattin ist.

K 2: Auf dem Bauernhof. Vati fährt den schweren Mähdrescher. Mutti ist in der Küche und bespricht mit der Magd das Mittagessen.

J: Seufz. Soeben habe ich einen ganz großen unbefriedigten Wunsch.

T: Sage mir, was es ist. Vielleicht kann ich, der athletisch gebaute Mann, Dir mit meiner Mischung aus Mut, Kraft, Energie, Umsicht und Erfahrung helfen.

J: Tarzan, oh Tarzan, das wäre herrlich! Du weißt doch, wie oft ich mit meinen ursprünglich zarten Händen ins heiße fettige Abwaschwasser greifen muß . . .

T: Sag es, wie oft, wie oft, Jane? WIE OFT?

J: Und da hab ich mir gedacht, Tarzan, da habe ich mir gedacht, es wäre doch herrlich, wenn wir . . .

T: Wenn wir was? Sag schon, Jane!

J: Wenn wir *(Kicher),* ich trau mich gar nicht, es zu sagen, Liebster. Sei nicht zu streng mit Deiner kleinen Frau!

T: Aber Jane, Du weißt, ich, der athletisch gebaute Mann, halte mehr von Milde als von Strenge. Also, was ist es?

J: Weißt Du, Schatz, dieses neue Zitronenspülmittel mit dem Duft reifer Limonen . . .

T: Dieses, welches Dich wild und frisch machen soll? Bist Du wild und frisch, Jane?

J: Nein, eben nicht Tarzan, ich habe es doch noch nicht verwendet, aber ich habe das Bedürfnis danach. Oh bitte Tarzan, bitte, kaufe es! Rasch!

T: Gut, ich, der athletisch gebaute Mann, kaufe es. Und somit gibt es keine Spannungen mehr zwischen uns, Jane? Keine?

J: Nein, Tarzan. Nein! Die Atmospäre ist nun wieder entspannt. In jeder Ehe kommen schließlich Perioden, wo Spannungen auftreten, aber die kluge und umsichtige Frau kann mit ein bißchen Diplomatie ihren Herrn und Meister sicherlich umstimmen.

K 2: Auf dem Bauernhof. Der Vater reitet mit dem Knecht hinaus. Die Mutter geht in die Milchkammer, um häusliche Arbeiten zu verrichten.

F: Du bist keine Mutter, Charles. Du weißt nicht, was es heißt, den geliebten Mann zu verlieren. Warum lockt Dich denn immer so das Abentheuer?

L: Morgen ist auf jeden Fall der schwere und große Tag, der mir den Ruhm des ersten Ozeanüberfliegers bringen wird.

F: Charles, Du hast soviel zu verlieren: Uns beide, mich und Dein Kind.

K 1: Weine nicht, Mutter. Ich bin jetzt ein Mann. Ich werde Dich beschützen.

F: Ach, mein Junge.

L: Es muß sein. Ich muß mich bewähren, morgen fange ich damit an, mich zu bewähren. Keiner kann mich aufhalten.

F: Kannst Du Deinem Kind denn noch in die Augen sehn?

L: Ja, ich kann meinem Kind gerade deshalb in die Augen sehn, weil ich morgen das tun werde, was meine Pflicht ist. Du kannst das nicht verstehen. Ich muß hinaus. Ich bin ein Mann. Ich muß hinaus und hinauf. Bald muß ich hinaus und hinauf, präziser: Morgen muß ich aufsteigen und mich beweisen, meine kleine Frau.

M 1: Frisur, Augenfarbe, Lippenstift, Nagellack, Rouge, Make-Up, alle, alle machen mich blaß!

M 2: Aber nein! Blaß bestimmt nicht.

M 1: Vielleicht macht mich dieser Hut weniger blaß?

M 2. Viel viel viel weniger!

M 1: Aber noch immer zu blaß, oder?

M 2: Aber nein, fast gar nicht blaß.

M 1: Also nur wenig blaß, aber immerhin noch blaß.

M 2: Fast überhaupt nicht blaß.

M 1: Also ganz ganz wenig blaß, aber eben blaß.

(Auszug aus unveröffentlichtem Manuskript)

Elfriede Jelinek

* * *

Ismen

Allen Menschen schlecht getan, ist eine Kunst die
niemand kann.

Das Fleisch bleibt stark, aber der Geist wird
schwach.

Das Ei ist oft jünger als die Henne.

Fühlt ein kleines Tier auch Schmerz, kennt es
doch wie du den Scherz.

Die Frau im Haus ersetzt den schlimmen Mann.

Dort wo man schläft, da laß dich ruhig nieder,
böse Menschen haben keine Lider.

Gabriele Goettle

Lore und die andern

..Feminismus und ‚Terror' ", ist die Übersetzung einer Aufsatzsammlung Françoise d'Eaubonnes benannt. Ein gewagter Titel, fast schon eine Plattitüde.

Nach Gedicht, „Frauen, Revolution und Arbeiterbewegung", Gedicht, taucht auf S. 42 „Ulrike" auf, so vertraut sind wir, „die nicht mehr junge, die weniger ‚verführerische' mit ihrer Brille, ihren langen strähnigen Haaren und dem großen Mund . . .". Bald aber, „ganz kurz vor ihrem Tode" ist „ihr Gesicht (. . .) von traumhafter Heiterkeit (. . .) – ein Rauschen unsichtbarer Flügel: sie ist schön, schön, SCHÖN . . ." (43). Gudruns Gestalt hingegen ist „dem Weißdornstrauch ähnlich", ihr Haar um das spitze Gesicht gleicht „dem einer Nymphe, einer Loreley". „Ihre Kleidung unterstreicht noch ihre Schönheit, wie sie in jenem Café am Tisch sitzt und sich mit geradezu unstofflicher Leichtigkeit, durch Augen und Lippen ihre Seele offenbarend, an die Schulter ihres Gefährten Andreas lehnt." (43) „Ein Kobold mit blitzenden Augen, mit Lippen wie Früchte, die Faust hoch erhoben, mit dem Namen eines Musikers – Ingrid Schubert" (43). „Petra Schelm, mit ihrem feingezeichneten Gesicht, das an einen schön verzierten Degenknauf denken läßt . . . " (43). Irmgards „Erscheinung erinnert an die Gréco der Existentialistenzeit, die man damals das ‚Einhorn' nannte. Statuenhafte Züge, die Stirn durch einen Vorhang aus dunkler Seide verschmälert, melancholische und wundervolle Bogenlinien des Mundes, der vom Gesang geprägt schien." (43) „Katharina Hammerschmidt. Feenantlitz, wie es einem im Traum erscheinen mag, wasserhelle Augen, in denen sich der Sommerhimmel zu spiegeln schien, Vorhang aus aschblondem Haar, durch das Ohr geteilt, langer Schwanenhals . . . " (43 f.). Von soviel Edlem sticht Angela Luther ein wenig ab, als „Ausbund eines Bandenvamps", zwar mit klarem Gesicht aber einem Mund, „der dem einer im Regen stehenden Schaupielerin gleicht" (44). Es fragt sich, wo Lore aus dem gleichnamigen Roman bleibt.

Die Darstellungen erinnern an eine Mischung von 80 % Seelchen, 10 % wonder woman und 10 % Phoebe Zeitgeist. Aber vielleicht hat man beim Betrachten der Photos von *France-Soir* oder *Express-Détective* solche Assoziationen. Soviel also zur „augenfälligen Schönheit der Gesuchten." (45)

Gedicht. Der nächste Aufsatz „Für das Treffen der ‚Dissidentinnen' vom 6. Januar 1978 in Jussieu" führt wieder straks zur Ökologie und zur Biosphäre, an der F. d'E. sowieso mehr liegt als an wunderschönen „Terroristinnen". Trikont hätte besser den eigentlichen Titel der Sammlung, selbst wenn sie in veränderter Form vorliegt, übernommen: „Contre-Violence ou la résistance á l'Etat" (Gegengewalt oder Widerstand gegen den Staat). Denn darüber, vor allem welche Form möglich ist, macht sich Françoise d'Eaubonne Gedanken. Und bei diesen Gedanken vergißt sie auch den Schmelz trivialer Lyrismen. Was können wir schon anfangen mit „Schrei, Ulrike, schrei!" oder „Welch ein Aufschrei ist dein Name, Ulrike." Die vorgestellte Realität der Schreie wirkt höchstens peinlich, man hat den Eindruck im Sessel zu sitzen und Gummibärchen zu essen. Selbst das „gezielte Zuschlagen" wimmelt noch von Pathetik.

Bei allem Pathos jedoch ist Françoise d'Eaubonne in einer Frage unerbittlich: Sie wendet sich gegen das pazifistische Verwischen des sanktionierten Terrors und bekennt sich zum Kampf gegen den eigentlichen, den staatlichen Terror. Für sie gibt es die zwangsläufige Entwicklung jeglichen Staates zum Faschismus und die Notwendigkeit, ihr zu widerstehen. „Das unwiderrufliche Endstadium jeden Staates, ob unterentwickelt oder wohlhabend, ist der Faschismus" (121).

Was selten und umso auffälliger ist: Françoise d'Eaubonne nimmt bei ihrer Faschismuskritik Frankreich nicht aus. „Ich habe oft daran gedacht, mit welcher Verblüffung die französische Öffentlichkeit auf die Nachricht reagieren würde, Simone de Beauvoir und Rechtsanwalt Leclerc seien in den Untergrund gegangen und hätten sich an Raubüberfällen beteiligt, um ein geheimes Netz von Widerstandskämpfern gegen den Staat und für die Unterstützung Palästinas zu gründen." (125) So etwas ist ungewohnt von jenseits des Rheins. Vertraut ist man mit der pausenlosen angeblichen Anteilnahme französischer „Intellek-

tueller", die über den deutschen Faschismus lamentieren. Daß die hiesige Luft leibeigen macht, wer wüßte das nicht, auch daß immer weiter in den Dreck geritten wird, war schon zur Zeit der Deutsch-Französischen Jahrbücher nichts Neues. Nur, so schön die Stadt immer noch ist, Paris als Hort der Intelligenz, der Freiheit, der Möglichkeiten? Vielleicht der Mode.

Deutsche Romantik, deutscher Terrorismus, deutsche Frauen, hinterher löst sich dann alles in pariser chic auf, genau wie der allseits verdammte Faschismus, der längst auf der Bühne genossen wird. Ganz Frankreich eine einzige Résistance, immer und ewig, schließlich gab es bei uns die Französische Revolution, alles andere sind Meisterdenker, wir haben unseren Descartes und die abgezirkelten Blumenbeete. Wagner und Ulrike, Gudrun und Heidegger, Andreas und Carl Schmitt, ein reichhaltiges Ratatouille. Der Nationalismus der Großväter schleicht sich wieder unbeobachtet (?) durch die Hintertür, zumindest scheint das Verhältnis von Nationalscham und Nationalstolz wieder angeheizt zu werden und das ganz unabhängig vom jeweiligen Stand des Staates oder der Intellektualität, wobei die Skala von Reaktion bis zu faschistoiden Tendenzen reicht.

Alle diese Vorwürfe treffen auf Françoise d'Eaubonne nicht zu. Sie findet Faschismus nicht faszinierend sondern bedrohlich. Sie ergötzt sich nicht am Flitter, sondern fragt, wie unbeholfen auch immer, wie er überwunden werden soll. Sie sieht auch die Schwierigkeit einer Rezeption der RAF in Frankreich, die der „Wagnerianer wider Willen".

Brigitte Classen

(Françoise d'Eaubonne, *Feminismus und ‚Terror'*. Trikont Verlag, München 1978)

Und ewig rauschen die Binsen

Stellvertretend für eine ganz eigene Richtung „neuer feministischer Wissenschaft", steht Käthe Trettins Dissertation „Philosophie des Tanzes. Hinweise auf ein Begehren, Aufzeichnungen des Aufbruchs aus Positionen der abendländischen Philosophie", erschienen im Amazonen Frauenverlag Herbst 1978, Berlin.

Es handelt sich hier um eine Arbeit von tiefer Bedeutungslosigkeit, wobei die Meinungen noch auseinandergehen, ob nun tatsächlich tiefe Bedeutungslosigkeit vorliegt oder vielmehr bedeutungslose Tiefe, klären läßt sich dieser Konflikt sicherlich an der Sache selbst:

Im ersten Kapitel, das sich unter der Schirmherrschaft der These „Die Wahrheit ist immer schon wahrer als alles Andere" stellt, beginnt „der unaufhaltsame Aufstieg an das Licht", nebst „Negation", „die Qual des Widerspruchs", dem sich ein „Zwischenspiel" anschließt. Der Versuch, mit Anmut durch die abendländische Philosophie zu tänzeln, vorbei an Sokrates, Plato, von Kant über Marx bis hin zu Adorno, scheitert nicht zuletzt daran, daß die Vorgehensweise nicht nur zu wünschen, sondern auch zu denken übrig läßt. Siehe S. 20:

„Seit Kant über Marx bis hin zu Adorno gibt sich Philosophie programmatisch als kritische aus, präsentiert sich als Philosophie in der Resistance; als Philosophie, die durch Analyse des Falschen Aufräumungsarbeiten übernimmt, auf daß noch ein Schimmer von Wahrheit wieder oder erstmalig abblitze; als Philosophie, die sich in die Situation fügt, Kritik leisten zu *müssen*.

Der Schmerz, den mir diese Situation des Philosophierens verursacht, gemahnt daran, daß dies ein Notbehelf ist, eine armselige Bescheidung. Adorno war sich dieses Umstandes wohl bewußt: ‚Die Verarmung der Erfahrung durch Dialektik jedoch, über welche die gesunden Ansichten sich entrüsten, erweist sich in der verwalteten Welt als deren abstraktem Einerlei angemessen. Ihr Schmerzhaftes ist der Schmerz über jene, zum Begriff erhoben.' " (Negative Dialektik, Frankfurt/M. 1966, S. 16)

Der Schmerz wäre vielleicht weniger brennend bei Käthe Trettin aufgetreten, wenn sie Adorno so gründlich gelesen hätte, wie sie ihn zitiert hat. Obiges Zitat befindet sich ursprünglich in einem Zusammenhang,in dem Adorno verschiedene dialektische Methoden beschreibt und kritisiert, dann hätte sie sicherlich auch bemerkt, daß Adorno keineswegs über die Situation Kritik leisten zu müssen von Schmerz geschüttelt wurde, wie auch der Schmerz innerhalb des Zitates sich ja auf die Verarmung der Erfahrung in der verwalteten Welt bezieht. Adorno beschreibt das, was von K. Trettin als „armselige Bescheidung" mißverstanden wird: (a a O, S. 154 f) „In Dialektik erhebt Denken Einspruch gegen die Archaismen seiner Begrifflichkeit. Der Begriff an hypostasiert, vor allem Inhalt, seine eigene Form gegenüber den Inhalten. Damit aber schon das Identitätsprinzip: daß ein Sachverhalt an sich, als Festes, Beständiges, sei, was lediglich denkpraktisch postuliert wird. Identifizierendes Denken vergegenständlicht durch die logische Identität des Begriffs. Dialektik läuft, ihrer subjektiven Seite nach, darauf hinaus, so zu denken, daß nicht länger die Form des Denkens seine Gegenstände zu unveränderlichen sich selber gleichbleibend macht; daß sie seien, widerlegt die Erfahrung."

Auf S. 24 schreibt K. Trettin:

„Ich träume von einer Philosophie des Ja-Sagens, die sich nicht aufhält bei Affirmation oder Negation der angebotenen Gegenstände und Gedanken (Mein Ja-Sagen unterscheidet sich von dem Nietzsches im Wesentlichen dadurch, daß mir die Verachtung nicht gelingen will, von der N. ausgeht, um seine Schritte leicht zu machen für den Tanz.). Ich will mich von meinem Begehren nicht trennen, sobald ich zu philosophieren beginne. Die Trennung wäre die erste zerstörerische, negative Maßnahme der Ratio: die Vertreibung der Energie, des Movens, des An-triebes . . .

Ja-Sagen, Begehren: das bedeutet Schmerz nicht zu fürchten, bedeutete leidenschaftlich zu denken, die Welt auszudenken, die so schön sein würde, daß schon ein Ausdenken etwas von dieser Schönheit ringsum verstreute und in seinen Bann zöge.

Leidenschaftlich denken: das bedeutet Leiden zu respektieren, die Sinne weit und groß zu machen, auf daß die Trauer sich nicht so gleich verkriechen müßte vor so viel Indifferenz. Einen Tanz, einen wilden, schönen Tanz, der mein Leiden feiern würde, will ich mir ausdenken. Vielleicht eilt Aphrodite oder sonstwer zu Hilfe . . .

Warum, um Himmels willen, willst du den Schmerz feiern, erwidert die Vernunft, die den Himmel zuweilen durchaus zu schätzen weiß. Elend muß stückweise abgebaut werden, Elend ist eine leider noch immer vorkommende Irrationalität, überflüssig und störend . . ."

Ich bin versucht anzumerken, daß ich während ich das schreibe, Devonshire Cream Fudge, made by hand, esse und mir, im Augenblick der Geschmacksentfaltung eigentlich alles andere recht unerheblich scheint, weiß aber, daß die geneigte Leserin mir dahin nicht so recht folgen mag.

Am Ende des ersten Kapitels soll „adornitische Schwermütigkeit", durch Patti Smith, Alice im Wunderland und Nietzsche incl. gleichzeitiger Befreiung der Sinne aus dem Kopf ferngehalten werden, zudem wird verheißen, daß hiermit die Philosophie des Tanzes eingeläutet werden soll.

2. Kapitel „Diskurs zwischen zwei halben Männern
Dialog
Das Andere ist anders als man denkt
Gesicht
Nachspiel zum Rätsel

Der Diskurs zwischen zwei halben Männern bezieht sich auf den Dialog zwischen Sokrates und Theaitetos, der die Autorin mit zwar gerechtfertigtem Unmut erfüllt, der sie aber offensichtlich doch nicht davor bewahrte ein Opfer der „Französichen Krankheit" zu werden. Unmittelbar danach folgt eine Abhandlung über Derrida und Levinas, wobei es auch nicht an Luce Irigaray und Hélène Cixous mangelt, aber nachdem Faszination sich nun einmal eingestellt hat, ist nicht einzusehen, was die Autorin so gegen Sokrates verbittert. An dieser Stelle muß es ausgesprochen werden, Käthe Trettins Zorn über die „Besserwisserei" des Sokrates wirkt etwas deplaciert angesichts ihrer eigenen Unwissenheit, mit der sie besserwisserisch über die gesamte Philosophie herfällt

und eine selbstgemachte, recht peinliche Philosophietätigkeit dagegensetzt.

Das „Nachspiel zum Rätsel" bezieht sich auf Margeretha Hubers Dissertation, hier spätestens wird klar, woher K. Trettin die Methode des gedankenverlorenen Dialogs zwischen – und mit verstorbenen und noch lebenden Philosophen, und das alles als wissenschaftliche Arbeit, entliehen hat. Auch gehört zu dieser Methode immer mindestens ein zünftiger Witz pro Kapitel, weshalb ich auch nicht versäumen will, den des „Nachspiel(s) zum Rätsel" zu zitieren:

„Und dann sagte die Sphinx zur anderen Sphinx:
Immer noch besser ein Rätsel zu sein als keins."

3. Kapitel Lesbos auf dem Festland oder die Philosophie des Gleichen
Gleichung mit zwei Bekannten
Kriegsjargon
Keine Frau mehr
Clausewitz läßt grüßen

Im dritten Kapitel läßt sich K. Trettin von Jill Johnstons „Nationalität lesbisch" zu einer längeren Auseinandersetzung hinreißen. Hierbei fällt die Autorin mehr als beim Diskurs der halben Männer oder im letzten Kapitel in einen typischen Frauenkneipenjargon, Das Vokabular wird hämisch, „Commander Jill, supersaubere Revolutionsfiguren, bierernst, Jill kommt in Fahrt . . . erzählt wahnsinnige Geschichten aus der alten Bibel usw., immer schwankend zwischen einem guten Gag und einer furchtbar richtigen Aussage, (auch in einer Fußnote kann sie sich nicht enthalten einen verunglückten Witz an der falschen Stelle zu machen) dazu Michael Foucault, Mikrophysik der Macht, Berlin 1976, der darüber unerhört kluge Sachen geschrieben hat." Dies nur zur Demonstration. Trettin lehnt im Verlauf ihres Textes die militanten Strategien Johnstons ab, und die letzte Frage II c) (S. 82) stellt sie folgendermaßen:

„Die letzte Frage schließlich, ob der Einsatz von Rosenwasser, Lachen und Tanzen (T. beantwortet hier ihre eigenen Frage) strategisch oder nur taktisch begründbar sei, kann zusammenfassend dahingehend beantwortet werden, daß es entschieden zu verneinen ist, eine Rosenwasserstrategie oder aber eine Rock'n'Roll Taktik auch nur in Betracht zu ziehen. Es ist zwecklos. Weil die oben erwähnten Mittel keine Mittel sind und auch jeglichen Zweckes entbehren. Sie würden nicht völlig nutzlos für ein immerhin streng zielgerichtetes Handeln sein, darüber hinaus würden sie nur ablenken, Verwirrung stiften, den ganzen Laden aufhalten."

Käthe Trettin meint zwar, bevor sie nun im letzten Kapitel endlich vorgibt, zur Sache zu kommen, daß „Rosenwasser, Tanz und Lachen in seinen verschiedenen Modulationen bemerkenswert schöne Gefühle ringsum verstreuen können . . . ", wobei ich mich frage, wie man derartiges „verstreut", in der neueren Literatur jedenfalls scheinen die „bemerkenswert schönen Gefühle" immer von einem Hauch trostlosen Schwachsinns umgeben.

4. Kapitel Philosophie des Tanzes
Prälude
Wörter und Bewegung
Schweigen
Das Feuer
Amazone
Göttinnen
Nachricht von schwarzen Rosen

Hier auf der Seite 85 endlich, löst Käthe Trettin das ein, womit sie schon in dem Titel der Arbeit ahnungslose und gutwillige Interessentinnen hinter das Licht eines uneingelösten Versprechens führt. So wird der Göttin Eurynome aus dem pelasgischen Schöpfungsmythos nahegelegt, die zwei Elemente, die sie in der Mythe trennte (Wasser und Luft), wieder zu vereinen, was zwar tiefsinnig klingt, aber selbst als metaphorisches Mittel unsinnig ist. Diese Mythe ist zwar archaisch-matriarchalisch, dennoch sollten die Frauen nicht unentwegt Nichtidentisches identisch machen wollen, zumal offensichtlich ist, wie insuffizient uns das mythische Subjekt ist, ich meine in Bezug auf Möglichkeiten zur Identifiktion, einmal abgesehen davon, daß diese ohnehin nicht anzuraten ist.

Käthe Trettin erweist sich als resistent gegenüber solcherart Ratschlägen, die nicht erst heute und nicht nur von Frauen gegeben wurden. So befindet sie sich prompt, nach einigen einleitenden Worten über Tanz, Erotik, Überschreitung von Wortlosig-

keit, im Artemistempel, bei Heraklit und Hera, fühlt sich bei musikalischer Untermalung durch die Doors der Einsamkeit von Nietzsches Zarathustra verbunden. Natürlich darf die Erwähnung von Hölle, Höhle, Vulkan und Vulva, Frau und Feuer nicht fehlen, denn noch immer ist „das heraklitische Feuer (ist) zu fern, zu nah, das Mysterium der Bewegung zu erwecken", (S. 97). Der letzte Teil der Arbeit ist in einem etwas intimen und ungelenken Tagebuchstil geschrieben, der die Lesende nötigt, die tiefsten und banalsten Gedankengänge und Gefühlsregungen zumindest zur Kenntnis zu nehmen. Die Geschichte einer „modernen" Amazone, die in Ephesos auf ein Amazonenfest geht, hat etwas von der schrecklichen Langweiligkeit und zwanghaften Fröhlichkeit der Frauenfeste (die ich kenne) und liegt wie Dunst auch über dieser kleinen unschuldigen Geschichte. Danach verden Göttinen gesammelt, das geht dann auch in dieser schon gewohnt ungezwungenen Manier vonstatten:

„Selene war wieder mal voll die Hexen schepperten mit ihrem Kessel herum wenns bloß nicht regnet dann werden die davor geparkten Gäule verdammt naß." (S. 108)

Nun auch noch der Schluß:
„Der Krater verwandelte sich in einen überdimensionalen Kelch, schwarz mit ineinander geschlungenen Blütenblättern dunkler als alle Nächte, mit flimmerndem Samt so viel Samt, tausend Häute. Als das Feuer hervorbrach, als Flammen ausbrachen, so heiß und schwarz herausbrachen, erfaßte mich etwas von der namenlosen Schönheit . . . ich sah sie tanzen, Eurynome? fühlte die Bewegung bis sie mich ergriff oder ich sie begriff und ich über den Rand des Kraters hinwegglitt . . ."

Diese Dissertation ist schon durch einige Hände geglitten, ohne den Eindruck einer interessanten wissenschaftlichen Arbeit bei den diversen Leserinnen und Lesern zu hinterlassen. Manchem Lehrkörper mag wohl etwas eng im Hals geworden sein ob seiner Schuldgefühle der Frau in der Wissenschaft gegenüber, zumal Käthe Trettin es darauf anlegt, den Eindruck eines gehetzten Wildes zu vermitteln, das standortlos durch die männerbeherrschte Philosophie jagt, um ihr Heil in der Flucht hin zu antiken Göttinnen zu finden. Ich verkenne keineswegs das Problem, aber wer sich so unbedenklich von der Arbeit einer Theoriebildung zugunsten leichtfertigen Geplauders entbindet, darf wohl mit Kritik rechnen.

Am Beispiel dieser Arbeit wird gleichzeitig deutlich, wie falsch oder auch wie wenig theoretisch Ansätze in der neuen Frauenbewegung konzipiert wurden. In Heft 25 von Ästhetik und Kommunikation S. 64 (1976) steht von Silvia Bovenschen geschrieben und offensichtlich wenig gelesen: „Soviel und sooft wir auch die alten Muttergöttinnen Aphrodite, Demeter, Diana und wie sie alle heißen, die Amazonen lange versunkener Frauenreiche anrufen, ihre Macht reicht nicht herüber, ihre Reiche sind verloschen, nur das wichtigste Bewußtsein, daß es auch einmal anders war, stärkt uns ein wenig den Rücken." Mit diesem nun jahrelang und hinlänglich gestärkten Rücken schlagen die jungen Akademikerinnen ungehemmt z. B. Adorno zu Boden und damit etwas, das ihnen auch hätte den Geist stärken können.

Die blinde Angst vor der Adaption hat das hervorgebracht, was heute hauptsächlich als frauenspezifische Wissenschaft sichtbar wird. Und das ist ein „frauenspezifisches" herumkramen in antiken Mythen, aus denen heraus die Phantasie ihr klägliches Dasein fristet. Nicht nur in der wissenschaftlichen Arbeit werden diese Frauen „frauenspezifisch" scheitern. Ich zitiere noch einmal Silvia Bovenschen (S. 64): „Aber auch die große Verweigerung ist nicht die Lösung. Das Vertrauen auf eine in jedem Fall kreative weibliche Spontaneität verkennt die gewaltsame Einwirkung der von Firestone angesprochen historisch-kulturellen Deformation auch auf die Subjektivität der Frauen. Die Frau säße einfach nur noch da, reduziert auf ihr blosses Sein. Wir sind übel verstrickt: Wie sprechen wir? In welchen Kategorien denken wir? Ist Logik schon ein Stück viriler Niedertracht?"

Die Gewohnheiten des gesunden Menschenverstandes in Stücke schlagen heißt, es nicht aus Versehen tun sondern mit Absicht, heißt, der mangelnden Lokalisation nicht hilflos ausgeliefert sein. Da, wo man mit dem Kopf voran im Bodenlosen aufschlägt, ist der Ort des Irrsinns, der sich orientiert. Dort wird man etwas finden, von dem man annehmen möchte, es sei bekannt, die Sehnsucht nach Heimat, nach Identität, nach Zuordnung, nach

etwas, an des man sich halten kann. Aber nicht hinein in die üppigen Vorgärten der Identifikation, in die Landschaften vertrauter Sicherheiten des Denkens und Fühlens, heraus führt der Weg! Danach ist nichts verbürgt, als die Fähigkeit des Geistes und der Sinne, wahrzunehmen. „Denken braucht nicht an seiner eigenen Gesetzlichkeit sich genug sein lassen, es vermag gegen sich selbst zu denken, ohne sich preiszugeben . . . " (Th. W. Adorno, Negative Dialektik, Ffm. 1966, S. 142) Die Freude an der harmonischen Ordnung der Gedankengänge, ist vom Entzücken am rasenden Chaos durchdrungen, an den Widerständen kann man sich erfolgreich die Stirn einstoßen. Die ungeahnten Gedanken sind auch die ungedeckten Gedanken, sie sind aber nicht zu verwechseln mit jenen Gedankenspielen, in denen antike Göttinnen, mittelalterliche Hexen, Literatinnen, Popsängerinnen und sämtliche Elemente zu starren Requisiten in immer der gleichen Aufführung „frauenspezifischer Phantasietätigkeit" verkommen.

Eine „Zeitlosigkeit des Denkens" anzunehmen, wäre auch eine Illusion, würde über die Historizität jedes Gedanken hinwegtäuschen wollen, ich glaube, daß allein durch eine genaue Verwendung der Sprache der Gedanke zu etwas Neuem überredet werden kann. Wenn man hier in dieser Weise undiszipliniert vorgeht, wird die Sprache endlich zu dem, was sie zu sein hat, Organ des Denkens. Um wiederum Verwechslungen vorzubeugen, gemeint sind nicht die, z. B. von Verena Stefan gemachten Versuche, Worte auf ihre virile Immanenz „abzuklopfen" und „man" gegen „frau" einzutauschen, denn dadurch wird Sprache nicht von Tradition, Kultur und Gesellschaft entseelt, im Gegenteil, es ist ein Akt erneuter Barbarei.

Dem Dilemma einwandfreier Gedanken kann nur mit einer Unmenge von Einwänden entgangen werden.

Gabriele Goettle

(Binsenklare Wahrheit, nach dem knotenlosen Schaft der Binse. Etymologisches Wörterbuch d. dt. Sprache, Friedrich Kluge, Bln. 1963)

Theweleit-Phantasien

Das wort „faschist" ist zweideutig. Es kann eine gegenseitige übereinkunft bedeuten, indem mitglieder von faschistischen gruppen sich so nennen und von ihren gegnern so genannt werden. Es kann aber auch einen einseitigen beziehungs-abbruch ankündigen. „Du faschist!" das heißt nach dem gedankenlosen sprachgebrauch: Ich lehne deine ansichten ab, aber mir fallen im augenblick keine gegenargumente ein, daher beende ich das gespräch.

Zur inflation des faschismus-begriffs gehört, daß auch personen und ereignisse der vergangenheit als faschistisch bezeichnet werden können. Stalin und kaiser Wilhelm waren faschisten, und in der Göttlichen Komödie und in Grimms Märchen finden sich faschistische tendenzen.Wenn Klaus Theweleit in seinem zweibändigen werk „männerphantasien" die freikorps, die gegen ende des ersten Weltkrieges entstanden, faschistisch nennt, wird, auf grund von gegenseitiger übereinkunft, kein freikorps-angehöriger widersprochen haben. Aber ausgehend von den „männerphantasien" dieser soldaten reißt der autor eine falltür der geschichte auf, die ins bodenlose führt. Was ist denn eigentlich nicht faschistisch?

Zu anfang des ersten bandes gibt es eine indianerreservation für die nicht faschistischen arbeitermänner der Weimarer Republik. Allein die kritik des autors bemerkt alsbald, daß linke männer genau so phantasieren wie rechte männer. Bleibt übrig die holde weiblichkeit. Nach Theweleit sind frauen die einzigen nichtfaschistischen geschöpfe. Das macht mich fassungslos, denn in den quellen, die der autor fließen läßt, rauscht schmerzhaft deutlich mein verschwiegenes innenleben mit.

Als ich die 1125 seiten hinter mir hatte, lebte ich in der emotion, daß ich in meinem früheren leben ein freikorps-offizier gewesen bin und daß mein kühles grab im baltikum zu finden ist, denn das, was der autor als männerphantasien ortet, das erhabene gefühl, mit einem maschinengewehr einen platz leerzufegen (II,312), ist mir nicht fremd (in der phantasie). Historische ereignisse belehren mich darüber, daß ich kein monstrum bin, daß andere frauen genau so träumen und sogar nach ihren träumen handeln. Theweleit könnte die zweite auflage seines werkes getrost „frauenphantasien" nennen. Das wäre dann die gleichberechtigung, die einzige die er den frauen eingeräumt hätte.

Jeder harte griff in diese ideologie-knete wurde bisher zurückgeschlagen mit dem argument: Das könnt ihr doch Theweleit nicht anlasten, das sind doch seine quellen. Diese quellen werde ich Theweleit nicht anlasten. Ich werde sie umgehen und einzig aus Theweleit zitieren.

Der autor hält sich nicht lange bei den soldaten auf. Er erscheint als tourist in den arbeiterquartieren der Weimarer Republik, und findet die dreisterne-sehenswürdigkeit der proletarisch freien liebe. Er besichtigt die gegend:

> diese da lachen, lieben sich und leiden kein bißchen (jedenfalls nicht daran). (I,169)

Plötzlich erwacht der autor aus seinen phantasien und vermutet, daß beim proletariat gerade „daran" gelitten wird. Er nennt sein erwachungserlebnis

> Projektionen helfen nicht gegen Projektionen. (I,177)

und stellt ernüchtert fest:

> Wohnungsenge, Hunger, von der Hausarbeit wie von der Grubenarbeit zerschlagene Glieder, Müdigkeit, Apathie, Krankheit oder Alkoholismus sind sehr schlechte Liebeshelfer (I,182)

fehlen die kaputtgebumsten mösen, die vaginaprothesen, die es dem gatten und den schlafburschen ermöglichen, von ihrem gatten- und schlafburschenrecht weiterhin gebrauch zu machen, fehlen die glotzäugigen, nasebohrenden kinder, die plärren, weil sie glauben, mutti werde heut schon zum zweitenmal ermordet.

> Mag auch Zuneigung und Sympathie, die Lust an der Lust, im Spiel gewesen sein, so doch wahrscheinlich häufiger das unbeteiligte, oft auch brutale oder sogar verzweifelte Greifen nach dem Fleisch eines anderen Menschen, um etwas Lebendiges zu spüren. (I,184)

Ich theweleitisiere: Die arbeiterfrau ist kurz nach dem weckerklingeln von ihrem bergmann noch schnell gefickt worden, hat ihm sein frühstück und die kaffeeflasche eingepackt und ist nochmal ins warme bett zurückgekrochen. Da kommt der schlafbursche von der nachtschicht. Die unbeteiligte frau, die lange nichts lebendiges mehr gespürt hat, und darüber verzweifelt ist, greift, brutal wie frauen nun einmal sind, nach dem fleisch des schlafburschen. Nach dem deutschen sprachgebrauch ist das wort „mensch" ein synonym für mann. Nur ausnahmsweise, im abwertenden sinn und mit sächlichem artikel versehen, kann es auch frau bedeuten: das mensch, das frauensmensch. Theweleit hat nicht klar herausbekommen, welches „mensch" da in seiner eigenen phantasie zur sau gemacht wurde.

> Es braucht nicht viel Phantasie, sich vorzustellen, wie fast jede Reaktion der Arbeiterfrauen auf die aufgereckte Deutschheit dieser Militärmänner für deren Eigengefühl auf eine umfassende Erniedrigung ihres eigenen Verständnisses von Männlichkeit hinauslief, auch wenn die Frauen sie nicht gleich auslachten. Und diese Kerle standen jetzt auf der Straße, mit Gewehren und Kanonen herum und wollten dem Proletariat die richtige Art zu leben beibringen. Männeratrappen waren das, Zinnsoldaten. Zackig, unreif und ohne jeden Schimmer von den Problemen einer Industriebevölkerung. Wie sollten die an einen Arbeitermann heranreichen, der sich damit abrackerte, seine Leute satt zu kriegen und die Lebens- und Arbeitsbedingungen im Revier zu verbessern (I,189)

Das ist eine vom autor selbst autorisierte Theweleitphantasie. Wie bei allen linken phantasien spielt geld keine rolle. das geld befand sich in den taschen der soldaten. Die arbeitermänner konnten es ganz leicht bekommen, sie mußten ihre „alte" für eine stunde an die „männeratrappen" und „zinnsoldaten" vermieten. Wenn die arbeiterfrauen dann noch lust auf proletarische solidarität verspürten, haben es ihnen die arbeitermänner nicht gedankt. Denn bis auf den heutigen tag wird kein arbeiter einen anderen „umfassend erniedrigen" indem er ihn: Du soldat! oder Du kapitalist! schimpft. Er sagt einfach: „Du weib."

Das generalthema des buches: weiberangst der „weißen" soldaten und mannesmut der „roten" revolutionäre kommt zur

> entladung (I,192)

Den proletarierinnen genügen die gatten und schlafburschen nicht. Sie dürsten nach dem schlenz der soldaten

> Denn als ‚logisch' erschiene es doch, wenn die Soldaten, die sexuelle Erregung, die von den roten Schwestern ausgeht, konstatierend ausrufen würden: die vergewaltigen wir jetzt. (I,197)

Langsam wird mir klar, was mich vom autor trennt, sind nicht die wogen meiner weiblichkeit sondern das historische speicherbewußtsein. Es signalisiert mir: Freikorpsleute haben männer erschossen und frauen weitgehend verschont. Und das finde ich erträglich. Es signalisiert dem autor: Rote revolutionäre haben frauen vergewohltätigt und linke intellektuelle weitgehend verschont. Und das findet Theweleit erträglich. Ein Frl. Schober hat seinerzeit die frauen und mädchen aufgerufen, ihre männlichen anverwandten für die freikorps zu werben. Theweleit „konstatiert":

> Die Bereitwilligkeit, mit der „Männer, Brüder und Verlobte" hier in den Bürgerkrieg zur Bewahrung der sexuellen Unversehrtheit ihrer Frauen geschickt werden, ist gar zu groß, als daß sie nicht eine erhebliche Aggression gegen die Männer enthielte. Die Angst der Schobacher, kommunistische Männer könnten ihr weißes Linnen beflecken, ist unschwer zu entziffern als der verbotene Wunsch danach. (I,197)

Der große gelehrte, der welt- und liebesverbesserer, der mann guten willens wird ganz gewöhnlich und meint mit männlicher häme: „Ha, das möchtest du wohl, Lieschen."

Bei Theweleit gibt es eine alibifrau, die gleichberechtigt mitphantasieren darf, Elaine Morgan mit ihrem buch „Der Mythos vom schwachen Geschlecht". Sie phantasiert: Der mensch, d.h. der homo sapiens, ist ein mischling aus primateigenschaften und den eigenschaften von meeressäugern. In der anatomie des mannes häufen sich die primateigenschaften, in der anatomie der frau treten die merkmale des meeressäugetiers stärker hervor. Mann und weib und weib und mann gehören zwei völlig verschiedenen tierordnungen an. Da ist denn in der sexualität einiges schief gelaufen. Sie sagt, was Theweleit unter verwendung ihrer eigenen worte umschreibt:

> „Wie zum Teufel hat die menschliche Spezies so einen einfachen und unkomplizierten Prozeß verlieren, verlegen und/oder völlig verpfuschen können?", fragt sie. Die Weibchen waren, so schließt sie, keineswegs bereit, die Männchen *von vorn* (kursiv im urtext) zu empfangen; im Gegenteil: aller Erfahrung nach konnte eine solche Annäherung nur zum Ziel haben, „ihnen die Eingeweide herauszureißen". Sie wehrten sich, das Männchen ließ nicht locker, warf das Weibchen zu Boden, das Weibchen, in Todesangst signalisierte ihre Unterwerfung und beim Anblick der Demutsgeste, ließ das Männchen von ihr ab: „es war ihm unmöglich, weiter auf ein Mitglied der eigenen Art einzuprügeln, das ihm deutlich zu verstehen gab, daß es sich nicht mehr wehrte". (I,369)

Elaine ist vor jahrmillionen am strande von ostafrika nicht dabeigewesen. Wie jede anständige frau, die bei sowas nicht dabei gewesen ist, vermutet sie, daß es so schlimm nicht gewesen sein kann und daß die frauen ja selber schuld und die männer eben arme schweine sind. Da kommt Theweleit des weges und genau da zackelt er seine harpune in die meermaid.

Lange hat er gezielt, um seine

> lustvollen mann/weiblichen Produktionsverhältnisse (I,384)

ins visier zu bekommen. Auf Seite I,137 waren es drei ironische punkte

> ehe sie der mongole . . .

Auf seite 197 wurden die gehemmten soldaten gegen die „roten schwestern" aufgeboten

> die vergewaltigen wir jetzt

Und Frl. Schober, die sich nicht eine halbe seite lang ziert, wird gehämt

> der verbotene Wunsch danach

Aber auf seite 369 ist die frau vernünftig geworden und sieht ein, daß die natur es so gewollt hat.

Theweleit empfiehlt denn auch den frauen, sich mit väterchen Freud wieder auszusöhnen

> Nicht unbedingt recht haben sie, den ganzen Freud dafür auf den Müll zu werfen (I,247)

mit dem er allerdings von mann zu mann einiges abzurechnen hat. Denn mit den freudschen harten bandagen kannst du die weiblichkeit nicht mehr herunterboxen. Du mußt sie auf der weichen welle der partnerschaft zurückschwemmen in den griff des lebewesens, das sich ohne selbsterniedrigung als „männchen" fühlen kann.

Der autor schaut kontrollierend in die frauenbewegung hinein, ob sie auch fleißig daran arbeitet, den webfehler des mannes auszubessern

> Aber leider „geben" die Männer auch: ihre Sprache, die ganze tödliche Begrifflichkeit der Höhe/Tiefe/, des Außen/Innen, des Subjekt/Objekt-Gegensatzes, so daß oft genug die Versuche von Frauen, „selbst" zu werden, sich in der Sprache der Männermacht äußern. „Standpunkte" werden vertreten, „Autonomie" wird angestrebt, „mit sich eins sein", statt mit sich viel sein und all die Wendungen, die auf der Abstraktion des Phallus basieren, der autonom im Standpunkt steht (II,68)

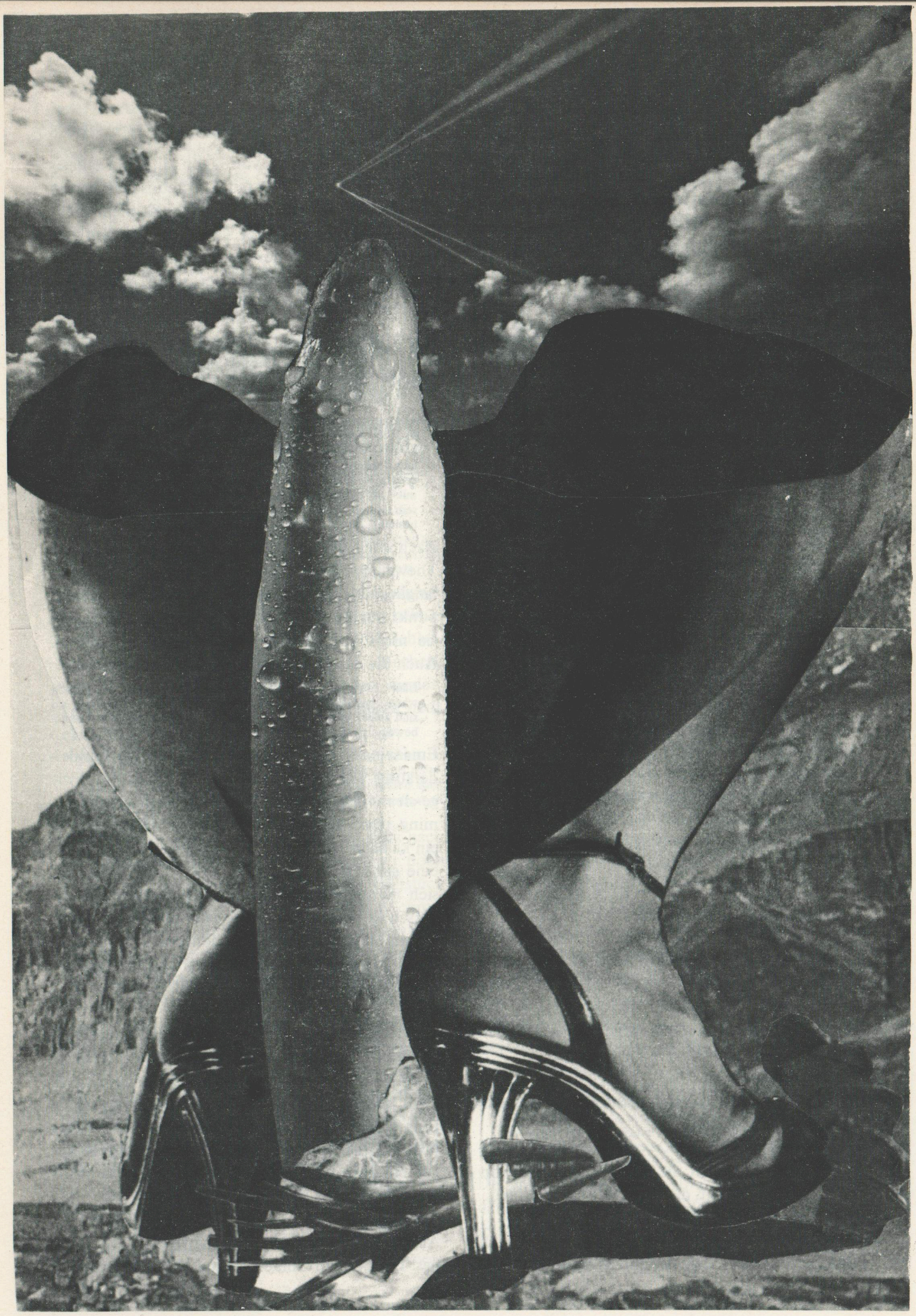
Nach einer überparteilichen männerphantasie, die Theweleit mit den faschisten teilt, sind frauen langliegend-fließende wesen, die von seinem standpunkt aus keinen standpunkt haben können, weil sie nicht auf eigenen zwei füßen stehen sollten. Auch die autonomie mißfällt ihm gleich zweimal.

> Elaine Morgans Aufforderung ‚komm nur ins Wasser, es ist schön warm', müßte zunächst den eigenen Gewässern gelten. Sich auf sich selbst einzulassen . . . (eine der Forderungen der Frauenbewegung) (II,308)

Emanzipation als badeanstalt. Getrennte umkleideräume und brausekabinen, und dann, wenn wir ge-cleant sind, hinein ins gemeinschaftliche swimming pool. Gegen warmes wasser hilft vielleicht ein kalter guß: Frauen sind kein geschlecht sondern eine spezies (und männer auch). Damit erledigen sich männerphantasien über eine geschlechtspartnerschaft in und außer dem swimming pool. Denn frauen brauchen, um sich in der evolution zu erhalten, den menschenmann nicht einmal als eingefrorenen überrest in samenbanken.

Als zweites erledigen sich die homosexualitätsphantasien des II. bandes. Die eigentümlichkeit des klassischen homo sapiens besteht darin, daß zwei spezies eine sodomitische überkreuz-begattung eingegangen sind. Ein homosexueller ist einfach ein glied der homo-sapiens-formation, das gegen ein anderes glied dieser formation die biologische artschranke verteidigt.

Als drittes erledigt sich die emanzipation des mannes. Der menschenmann hat aus seiner spezies den



Das find' ich aber phallsch

uterusträger verloren. Der chromosom-männliche uterusträger ist im klinefelter-syndrom verkümmert. Der menschenmann muß eine artschranke durchbrechen und den uterus eines wirtstieres besetzen. Selbst wenn die weibliche spezies so allgemein resistent gegen den mann würde, daß der mann auf eine andere wirtsspezies umsteigen, und durch den uterus von schimpansen und delphinen neue interessante genetische formen bilden müßte, es bliebe immer ein „partner" ,der, seiner eigenen spezies zweckentfremdet, in die „partnerschaft" gezwungen einwilligte

> jemanden dazu bringen, gegen seine Interessen zu handeln und ihn lautstark versichern zu lassen, eben das sei genau sein Wunsch (II,338)

Das ist Theweleits definition des faschistischen erziehungs-prinzips zwischen männern. Da das thema des autors nicht unmittelbar die frau ist, der weibliche homo sapiens, kommt er nicht dazu, diese definition als das erziehungs-prinzip des mannes gegen die frau zu begreifen und begreift seine eigene unternehmung nicht, die eben darauf hinausläuft, unbrauchbar gewordene vokabeln auszuscheiden und neue vokabeln in die köpfe von männern und frauen einzuprägen, damit die partnerschaft irgendwie weitergehen kann.

Und was sollte denn der autor anders tun? Er muß die autonomie der frauengruppen bekämpfen, muß seinen fuß in die tür der frauenbewegung stellen, denn 100 frauen „mutterseelenallein" ohne mann in einem raum versammelt, das ist bereits der konkurrenz-homo-sapiens, der sich einige chancen ausrechnen kann, die reste des klassischen homo sapiens auf die Galapagos-inseln zu vertreiben.

Es gibt im I. band eine ausdeutung der jekyll-tragödie:

> Dr. Jekyll ist der vielversprechende junge Wissenschaftler, der im Begriff ist, seine riskanten Experimente durch die Liebesheirat mit der Tochter eines Generals endgültig bei den Jugendsünden zu lassen, aber Mr. Hyde . . . der er doch werden muß, da die gesellschaftliche Konvention die als erlösend gedachte Vereinigung mit der Geliebten *zu lange* (kursiv im urtext) hinausschiebt, Mr. Hyde überläßt sich dem inneren Strom, der ihn töten wird . . .(I,333)

Tatsächlich war R.L. Stevenson, der verfasser der novelle von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde" homosexuell und hat in leicht durchschaubaren metaphern das grauenhafte schicksal einer solchen schwulen doppelexistenz dargestellt. Ein autor, der die probleme der männlichen homosexuellen nicht gerade mit löffeln gefressen hat, schreibt ein zweibändiges werk über homosexuelle faschistische männerbünde.

Drei typen hab ich gerne: einen heterosexuellen, der über die homosexualität phantasiert, einen mann guten willens, der den frauen zur emanzipation verhelfen will, und einen linken professor, der über die menschlichkeit und nächstenliebe der proletarier doziert. Und Theweleit ist alle drei.

Christa Reinig

Klaus Theweleit, *männerphantasien*, 2 Bde., Verlag Roter Stern, 1977 u. 1978

Handapparat

Über eine Formation in unserer Gesellschaft wurde oft gesprochen und geschrieben – über die Bürokratie. Aber meistens haben wir ungerechte Vorstellungen, wenn wir auf diese, meist schlecht, zu sprechen kommen. Außerdem neigen wir dazu, alles für bürokratisch zu halten, was mit Papier und langen Dienstwegen zu tun hat. Freilich, wir empfinden, wenn wir an die Theken und Tresen der Ämter und Behörden treten und ein Papier haben wollen, weil wir es haben sollen, diese Leute samt ihrer Umgebung eher lästig. Unsere tägliche Erfahrung mit der Bürokratie spricht eher gegen deren Existenz. Aber wenn wir die Natur und das Wesen dieser gesellschaftlichen Körperschaft erkunden wollen, müssen wir einen Blick tun hinter die Türen, die von mindestens zwei Seiten des Raumes abgehen, der für die Öffentlichkeit zugänglich ist. Denn hinter diesen erschließt sich ein anderer Raum, der allen Institutionen, öffentlichen und privaten Anstalten und Verwaltungen ihren unverwechselbaren Charakter gibt: das Büro.

Aber ein Büro ist immer etwas kläglich und macht noch lange keine Bürokratie. Diese kommt erst dort zu sich selbst, wo sie die reiche Multiplikation ihrer Zelle erfährt, in der eleganten Nüchternheit der Bürohochhäuser, die sich strahlend dem Himmel entgegenstrecken und die Skyline einer

Stadt auf das wirkungsvollste mitgestalten. Die Hierarchie innerhalb eines bürokratischen Apparates wird übrigens an der Anzahl und Höhe der Etagen deutlich. Je höher die Büros liegen, desto wichtiger ist das Amt.

So auffällig die Architektur ist, in denen der Bürokrat wirkt, so unauffällig pflegt er selbst zu sein. Das Extravagante liegt ihm fern. Schon die Ausstattung seines Büros unterscheidet sich auch im wesentlichen nie von der anderer Büros. Denn diese hat sachlichen Bedürfnissen zu dienen, die genau vorgeschrieben sind. Der Bürokrat kennt keine Bedürfnisse ohne Vorschrift.

Seine wichtigsten Utensilien sind von außerordentlicher Vielfalt und es würde zu weit führen, alle aufzuzählen und beschreiben zu wollen. Auf einige Beispiele möchte ich jedoch nicht verzichten, da die Namen dieser Dinge schon auf eine eigene Sprache hindeuten: Aktenmappen, Aktenfahnen, Bleistifte, Filzstifte, überhaupt alle erdenklichen Sorten von Stiften, dazu Bleistiftspitzer und -verlängerer, Briefklemmen und -öffner, Versandtaschen, Fensterumschläge, Broschüreneinhänger, Kleberollen, -ettiketten, -stifte, -gummi, -paste, Schnellhefter und Schnelltrennsätze, Lineale, Zettelkästen, Karteikarten und -kästen, Locher und viel Papier. Wobei die wichtigste Form des Papiers das Formular ist.

Aber zu der festen Einrichtung eines Büros gehören auch andere Dinge wie z. B. eine kleine Mülltonne, die als Aschenbecher dienen soll, mit dem Spruch „keine heiße Asche einfüllen", diverse Gummi oder Stoffpüppchen, -zwerge, und -tiere. Postkarten aus fernen Ländern verschaffen immer die gleiche Farbigkeit und Witze, die nur in Büros zu finden sind, sorgen für die Heiterkeit eines Bürokraten. Dieses Inventar, dem sich der Bürokrat mit leidenschaftlicher Pedanterie widmet, bleibt im Prinzip immer gleich. Es verändert sich vielleicht in seiner äußeren Form, auch ist ein Büro für die Fortschritte der Technologie nicht gänzlich unempfänglich, die Kopiermaschine wird noch das Blaupapier verdrängen – aber die Dinge verändern sich nie in Ihrer Funktion.

Der Bürokrat selbst tritt immer dezent hinter dieser Funktion zurück. Sein Erscheinungsbild ist zeitlos klassisch. Es wäre schwierig, an diesem irgendeine Art von Zeitcharakter oder Mode abzulesen. Denn Vergängliches existiert für ihn nicht. Er ist seriös vom Scheitel bis zur Sohle und denkt nicht an Veränderungen. Wenn er sich auf Modeneuheiten einläßt, dann erst, wenn diese längst nicht mehr neu sind. Denn der Bürokrat greift auf das Bewährte zurück. Daher ist es möglich, wann immer man den Herrschaftsbereich des Bürokraten betritt, die jüngere Vergangenheit zu entdecken. Der Zeitmaschineneffekt stellt sich nicht nur in den Ostblockstaaten ein. In manchen Amtsstuben unserer Republik können wir poppig gemusterte Krawatten zu bunten Hemden und meist grauen Hosen bewundern und oft werden wir überrascht durch den Zusatz kinnlanger Bartkotteletten. Doch muß man zugeben, daß solche Variationen eigentlich nur bei den jungen Bürokraten zu finden sind, die noch nicht ordentlich in ihre Welt hineingewachsen sind.

Der Bürokrat hat viele Ähnlichkeit mit dem Politiker, mit Ausnahme der Spitzenpolitiker, die ein Image zu stabilisieren oder zu ändern haben. Deren Haarlänge wächst und kürzt sich eher mit der herrschenden Mode. All das hat ein Bürokrat nicht nötig. Er ist durchdringend unauffällig. Seine Farben sind aber keineswegs nur grau, wie manche Kritiker meinen. Ein geübtes Auge kann durchaus gedeckte Blau-, Braun-, und Grautöne unterscheiden, die, oft in kleinen Karees, seine Gestalt einhüllen. Sein äußerliches Erscheinungsbild ist der exakte Ausdruck dessen, womit sich der Bürokrat beschäftigt, nämlich mit der Sache. Keineswegs mit einer bestimmten Sache, jedenfalls nicht erkennbar für den Fremden, sondern mit der Sache an und für sich. Wenn er sie verwaltet, so heißt er Sachverwalter, bearbeitet er sie, so nennt er sich Sachbearbeiter, wobei nur dieser das Wunder vollbringt, einer Sache zur realen Existenz zu verhelfen, indem er sie bearbeitet. Wenn er nur der Funktion an sich dient, d. h. sich selbst, so wird er Funktionär genannt, und diese Bezeichnung bedeutet, daß ihm der Traum eines jeden Bürokraten in Erfüllung gegangen ist. Denn die Funktionäre sind die Spitzenbürokraten.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß ich bisher immer nur von Bürokraten, also von Männern gesprochen haben, gleichwohl doch der Augenschein dagegenspricht, daß die Bürokratie eine

reine Männerwelt ist. Wie oft begegnen wir Frauen, die dieselben Funktionen mit der dort üblichen Gründlichkeit und Muße erfüllen, auch unterscheiden sie sich in ihrer Gesichtslosigkeit oft nicht von ihren männlichen Kollegen. Ich will auch nicht die Fortschritte herunterspielen, die die Frauen auf dem Gebiet der Polizei-Bürokratie gemacht haben. Die adrett uniformierten Politessen sind schon sehr beeindruckend, wenn sie unsere Autos mit Schriftstücken versehen. Das sind alles Argumente, die mich etwas in Verlegenheit bringen. Aber zu meiner Verteidigung möchte ich erstens darauf hinweisen, daß schon der Sprache das weibliche Pendant zum Bürokraten, die Bürokratin wohl nicht zu Unrecht fehlt und sich auch noch nicht so recht eingebürgert hat. Und zweitens spricht meine Erfahrung dagegen, den Frauen dasselbe Talent zur Bürokratie zuzusprechen. Denn was sieht man nicht oft in den Vorzimmern, lächerlichen Abbildern der richtigen Büros, die, besonders in den unteren Etagen, eher Gärten gleichen, an Frauen, an Sekretärinnen und Angestellten. Sie scheinen mir bunte Falter zu sein, die trotzig auf einen widersinnigen Individualismus beharren. Oft geht dieser so weit, daß wir Geschichter wiedererkennen, weil sie existieren und von überflüssiger Freundlichkeit sind. Nein, die exzeptionelle Vulgarität der Sekretärinnen, – ein Wort übrigens, das einen ganz anderen scheppernden Klang hat als das Wort Sekretär, – hat nichts mit der behaglichen Gleichförmigkeit ihrer Chefs zu tun. Allerdings muß ich zugeben, daß das Büro seine ordnende Wirkung auf solch widerspenstige Regung nicht verfehlt. Modulationen in der Bürokratie sind langwierige Prozesse. Und die Bürokratie hat unendlich viel Zeit. Ein Grund dafür, warum von öffentlichen Stellen Hilfe nur mit der unauflöslichen Redewendung „schnell und unbürokratisch" versprochen werden kann. Und daß die Bürokratie noch längst nicht den Zenit ihrer Entwicklung erreicht hat, das heißt noch längst nicht allumfassend ist, was ich nicht ohne Bedauern bemerke, müssen wir unsere Hoffnung auf ihre eherne Unauslöschlichkeit setzen. Aber um die Frau zur Bürokratin zu emanzipieren, muß sie selbst etwas dazutun. Sie sollte erst diesen wunderbaren Apparat studieren und dann jede Chance nutzen, selbst dahinein zu geraten. Meine Hochachtung gehört denjenigen Frauen, die beim Marsch durch die Institutionen an die Spitze derselben gelangt sind. Wobei ich besonders an die Professorinnen denke, die, auf einen ordentlichen Stuhl sitzend mit Amt und Würden geschmückt, erfreulich anzusehen sind. Denn die intellektuelle Tätigkeit, die sich an den Bedürfnissen der Institution und ihrem bürokratischen Umfeld orientiert, zeitigt weit umfassendere Wirkungen als die subordinierte Aktivität einer Angestellten, die ihre Diktate auf der Maschine herunterklappert und dabei mit ihren Gedanken in ihr Privatleben oder den bohrenden Schmerz in ihrem Rücken abschweift. Nein, nur der ist brauchbar, der sich mit Herz und Verstand, mit Leib und Seele in den Dienst der nährenden Mutter Bürokratie stellt. Sie hat übrigens selbst ein genaues Gespür dafür, was ihr dient, und scheidet alles, was sie stört, nach allerding langen Bemühungen, es zu assimilieren, mit unerbitterlicher Härte aus.

Auf die städtebaulichen Arbeiten der Bürokratie möchte ich nicht näher eingehen. Wir begegnen ihr auf Schritt und Tritt, und es wäre zu weitläufig, all die Schönheiten aufzuzählen, die von der Phantasie der Bürokraten ausgebrütet und realisiert wurden.

Wirtschaftspolitisch ist die Bürokratie die wahre Feindin des Kapitalismus. Deshalb findet sie sich in elaborierter Form in den Ländern, die sich antikapitalistisch nennen. Aber wir brauchen nicht allzu neidisch auf die perfekte DDR schielen. Mit vereinten Anstrengungen werden wir uns diesem Ideal annähern.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Einwand eingehen, der immer von den Kritikern der Bürokratie erhoben wird. Sie sei nicht nur unangenehm, lästig und dumm, sondern auch lebensgefährlich. Hier wird ihr eine Wirksamkeit zugeschrieben, die sie in der Tat auch hat. Denn die Bürokratie als Maschine ist genial einfach. Sie kann von Millionen Menschen in Handarbeit bedient werden, ist robust und unempfindlich gegen jede Art von politischer Staatsform. Sie überdauert jede und macht sich in jeder nützlich. Ihre volle Leistungsfähigkeit erreicht sie in der Eliminierung von menschlichem Leben. Dabei bringt sie es nicht einfach zum Verschwinden, sondern wandelt es um in Listen, Register und Akten. Die Bürokratie regelt nicht nur unsere alltäglichen Bewegungen, sondern auf diskrete Weise auch unsere Verbrechen. Nicht zuletzt deshalb konnte in den Nürnberger

Prozessen sich die Vertretung der Anklage auf umfangreiches Aktenmaterial stützen, das die Bürokratie im Dienst des Verbrechens selbst erstellt hat. Die der Bürokratie eigentümlich Anonymität wird erreicht durch ein weit verbreitetes Netz von Zuständigkeiten, dessen Maschen zu groß sind, um eine menschliche Gestalt darin festzuhalten. Und deshalb und schon gar nicht zuletzt fühlten sich die Angeklagten unschuldig, da sie sich der Autorität der Bürokratie gegenüber weisungsgebunden wußten.

Roswitha Kaever

Offener Brief an Carlo Aymonino, Dekan der Architekturfakultät an der Universität von Venedig

21. Juli 1978

Sehr geehrter Herr Aymonino!

Ich muß mich zuerst entschuldigen für die ungewöhnlich emotionale Art, mit der ich bei der Veranstaltung der Sommerakademie auf die Darstellung Ihrer architektonischen Werke reagiert habe. Im Nachhinein erhebt sich dann für einen eher friedlich und liberal gesinnten Menschen die Frage, warum ihn beim Anblick dieser schönen ästhetisch perfekten Bauten und Bilder eine solche Sehnsucht nach ausreichenden Mengen Dynamit in der Tasche überfällt. Auf den ersten Blick ist diese Architektur doch viel besser als das große Mittelmaß. Aber, wenn man weiter darüber nachdenkt, ist sie das wirklich?

Sicherlich ist es lehrreich, eine Stunde lang über die Durchdringung von Außen- und Innenraum, öffentlichem und privatem Raum unterrichtet zu werden, zumal wenn dies mit einiger Meisterschaft geschieht. Ebenso lehrreich aber ist es, sich darüber klar werden, was Sie weggelassen haben – nämlich das Leben. Nicht ein eiziges lebendes Wesen – Mensch, Tier oder Pflanze bevölkerte Ihre ästhetisch perfekten Räume in einer dichten Dia-Serie. Man sah leere Arenen, leere Plätze, leere Innenräume, leere Gänge, leere Fenster, leere Höfe. Mit offensichtlichem Stolz wiesen Sie darauf hin, daß es Ihnen in der Gallaratese, einem Wohnbauprojekt in einer Mailänder Vorstadt, gelungen sei, die Bepflanzung des großen Platzes zwischen zwei Trakten mit Bäumen zu verhindern.

Meine Erfahrung bei der Besichtigung dieses Projektes (1975) ist die, daß Sie auch die Benutzung der Plätze, Galerien und Treppen durch Menschen erfolgreich verhindern konnten. Es passierte absolut nichts, und wenn man einmal den ersten ästhetischen Reiz der ungewöhnlichen Formen aufgenommen hatte, (der übrigens durch ablätternde Farbe, Unrat, usw. stark litt) war man froh, sobald als möglich aus der beklemmenden Atmosphäre herauszukommen.

Erst bei Ihrem Vortrag ist mir jedoch klar geworden, warum dieses Empfinden durchaus berechtigt war. Ihre Architektur ist ja nicht für Menschen da sondern in erster Linie für sich selbst. Der Mensch, ein Baum oder eine Pflanze stören natürlich leere Perfektion der Reißschienen- und Kreisschablonenarchitektur. Man fühlt sich als Störfaktor, nicht gewollt und ist es auch.

Mit sichtlicher Genugtuung bestätigten Sie auf meine Frage hin, daß Ihnen an der Meinung der Nutzer zu Ihrer Architektur nicht im geringsten gelegen sei. Ihrer Ansicht nach ist Architektur ein technisches und gestalterisches Problem, Architekt-Sein ein Beruf wie jeder andere. Implizit heißt das wohl: Für menschliche und soziale Belange gibt es andere Berufe. So ist es Ihnen wohl auch gleichgültig, wenn Projekte zu teuer werden, wie das Mailänder Wohnprojekt, und dann privat statt im sozialen Programm, für das sie geplant waren, abgegeben werden müssen, Hausbesetzungen stattfinden, und die perfekte Architektur einige wenig perfekte menschliche Tragödien verursacht. Schließlich gibt es ja die Polizei, die für solche Angelegenheiten zuständig ist. Daß im Aufruhr solcher Kämpfe endlich Leben auf den Plätzen, Treppen und Gängen herrscht, was mir von anderer Seite im Gegensatz zu meinen Eindrücken erzählt wurde, kann man wohl nur als unbewußten Zynismus bezeichnen.

Um Menschen geht es nun einmal im Wohnungsbau, und für diese Menschen unterscheidet sich

Ihre Steinwüste kaum von einer anderen Steinwüste mit zwei wichtigen Ausnahmen, daß der Anspruch Ihrer Architektur auf Vollkommenheit nicht nur den Menschen zum Störfaktor macht, sondern auch jede Veränderung durch andere ausschließt, wenn man nicht das „Gesamtkunstwerk" zerstören will. Und in diesen beiden Aspekten ist Ihre Architektur selbst jeder mittelmäßigen unterlegen, die doch wenigstens dem Menschen erlaubt, sie als Gebrauchsgegenstand zu behandeln, den man auch verändern kann.

Wenn Sie eine solche Angst davor haben, daß Menschen Ihre Kunstwerke verpfuschen, wie sich das in Ihren Bildern dokumentiert, warum gehen Sie dann nicht gleich zu einer anderen Kunstform – Skulptur oder Plastik – über? Dort ist die Durchdringung von Räumen ein Haupt- und kein Nebenproblem. Architektur ist nun einmal die Bewältigung funktionaler *und* gestalterischer Probleme und nicht nur die Bewältigung des einen oder anderen.

Mit Ihrer Ausrede, Sie wüßten ja sowieso nicht, für wen Sie bauen, ignorieren Sie in geradezu verräterischem Maße die gesamte Diskussion der letzten 10 Jahre, die über das Erkennen von Bedürfnissen (Alexander, Michelson, Sommer), das Beteiligen der Nutzer auch in frühen Phasen des Entwurfs (Lewis, Wiebenson), „halbfertige" Architektur (van Klingeren, Herzberger) gelaufen ist. Aber wie sollten Sie auch an diesen Problemen interessiert sein? Es könnte ja „den Beruf wie jeden anderen" möglicherweise etwas schwieriger machen.

Es ist möglich, daß Ihre Art des einseitigen Perfektionismus den elitären und einseitigen Bauaufgaben wie Kirchen, Museen und Konzertsälen angemessen ist. (Aber auch hier scheint sich langsam eine entscheidende Veränderung hin zur Multifunktionalität und zum „Volksnahen" zu vollziehen.) Der Wohnungsbau aber ist zu „hautnah" am Menschen, um nicht aus einer Architektur, die den Menschen und seine Bedürfnisse uninteressant oder als Störung empfindet, ein Verbrechen zu machen.

Daß diese Einstellung von Ihren Kollegen auch noch beklascht wurde, braucht Sie nicht weiter zu verwundern.* Die Architekten, welche sich einer differenzierteren und etwas bescheideneren Haltung gegenüber ihrer Macht der Gestaltung für andere Menschen bewußt sind, kommen wohl nur noch in Ausnahmefällen zu diesen Veranstaltungen eines berliner Geschmacksmonopols, oder sie bleiben ganz weg. Letzteres wäre mir auch zuträglicher gewesen.

Was mir im Nachhinein doch noch etwas Hoffnung gibt, ist Ihre Bemerkung, meine Fragen und Angriffe erinnern Sie an Ihre Frau. Sie fühlten sich damit eigentlich ganz zu Hause. Obwohl das vermutlich als Abklassifizierung gemeint war, (funktionelle Argumente gehören für Sie vielleicht in die Küche) bestätigt es meine Vermutung, daß es vielleicht doch mehr Menschen unter den Frauen gibt, denen diese Art der totalen Einseitigkeit in technischer Vollkommenheit ein Greuel ist.

Meine Beobachtung ist, daß Frauen in viel größerem Maße von innen nach außen entwerfen, d. h. von der Funktion her zur äußeren Gestalt, während Männer oft von außen nach innen entwerfen, d. h. von der Gestalt her die Funktion „vergewaltigen". Dies sind natürlich Extrempositionen und das Ideal liegt sicher in der Mitte. Aber vielleicht erklärt es ein wenig, warum wir in den Steinwüsten wohnen, die vorwiegend von Männern (seit die Architektur professionalisiert wurde) entworfen wurden. Und vielleicht zieht es deshalb so viele Menschen (und besonders Architekten) in die Dörfer und Häuser Italiens, Griechenlands und Südfrankreichs, wo die Häuser und Gesamtanlagen noch mit den Frauen *zusammen* erarbeitet und um Funktionen herum gewachsen sind, die auf ganz individuelle, persönliche und gemeinschaftliche Bedürfnisse Rücksicht nehmen konnten. (Ihre Kollegin Prof. Paola Coppola Pignatelli bearbeitet diese Fragestellung gerade in einer größeren Untersuchung.)

Ich wäre mit dem Erfolg des Briefes sehr zufrieden, wenn er Ihnen zeigte, wo Sie als architektonischer Meisterdenker (durchaus in Analogie zu Glucksmann's Ansatz) Ihre Grenzen haben, und daß es vielleicht an der Zeit wäre, Ihrer Frau „ein aufmerksameres Ohr zu schenken".

Mit freundlichen Grüßen

Margrit Kennedy

* (Es gilt mein Angriff natürlich der gesamten Richtung.)

* * *

Im pariser Kulturzentrum „Beaubourg“ fand im September /Oktober dieses Jahres eine internationale Ausstellung architektonischer Arbeiten (Zeichnungen, Skizzen, Baupläne, Fotos, Modelle) statt, die erstmalig nur von Frauen beschickt wurde.

Aus der Unzufriedenheit einiger dieser Architektinnen resultiert die Initiative, in Berlin eine umfassendere Ausstellung der Architektur von Frauen zu organisieren. Am 14. Novemver trafen sich in Berlin 20 Architektinnen zu einem Vorgespräch, das zu einer Standortbestimmung führen sollte. Geplant ist, den Kreis der Initiatorinnen wesentlich zu erweitern, um kleine Arbeitsgruppen zu noch zu bestimmenden Themen bilden können. Anfragen von Interessentinnen bitte an die Redaktion.

Die Behinderung der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeit zur Überwindung

Problemstellung

Das Wohnverhalten einer Familie im sozialen Wohnungsbau, welches durch die bauliche Ordnung der Wohnung unterstützt wird, widerspricht der Forderung nach Emanzipation der Frau.

Die Rolle der Frau als Hausfrau in dieser Gesellschaft wird durch verschiedene Faktoren bestimmt: die Hausfrau leistet Arbeit ohne am gesellschaftlichen Produktionsprozeß teilzunehmen, sie arbeitet unbezahlt, ihre Rolle ist mit ihrer Arbeit verbunden und gilt als Geschlechtsmerkmal (1). Unter dieser geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wie auch unter der „alten Arbeitsteilung“ ist die *„Unterordnung* der Individuen, die Unterordnung *ihres ganzen Lebensprozesses* unter spezialisierte Teilfunktionen (zu verstehen). Diese Unterordnung bewirkt, daß die Individuen so selten als gesellschaftliche *Menschen auftreten,* so oft bloß als Verkäuferinnen, Chauffeure, Lehrerinnen, Ingenieure, Politiker, Generäle“ (2) und Hausfrauen.

Die allgemeine Arbeitsteilung dient als Basis „aller Unterdrückung, aller Ausbeutung, aller Entfremdung der Individuen vom Gemeinwesen seit Ausgang der Urgemeinschaft bis in unsere Tage“ (3). Ohne Aufhebung der allgemeinen Arbeitsteilung „gibt es keine soziale Gerechtigkeit, keine Brüderlichkeit“ (4).

Die allgemeine Forderung der Frau nach Verbesserung ihre sozialen Stellung in Familie und Gesellschaft, und insbesondere die Bekämpfung der geschlechtsspezifischen Arbeitszuweisung im Haushalt wird unter anderem auch von der Wohngestaltung von heute behindert. Der Beweis dafür liegt im Inhalt dieser Arbeit (siehe zweiter Teil). Deshalb ist Ziel dieser Arbeit, Wohnform als Basis für verändertes Wohnverhalten zu entwickeln (siehe Anhang).

Zwischen 1949 und 1974 wurden in der Bundesrepublik insgesamt 14, 1 Mio Wohnungen gebaut, davon 6, 1 Mio bzw. 43, 3 % mit öffentlichen Mitteln im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus. Der überwiegenden Teil dieser Wohnungen hatte 2 1/2 bis 3 Zimmer.

Die Kleinfamilie, welche diese Wohnung bewohnt, ist aus finanziellen Gründen darauf angewiesen. Die Erwerbspersonen dieser Kleinfamilie sind in der Regel lohnabhängig.

Die räumliche Festsetzung der Dreizimmerwohnung als Folgeerscheinung der Kleinfamilienideologie entspricht in ihrer Gestaltung den Wohnungen der großbürgerlichen Familien des 18. und 19. Jahrhunderts (siehe zweiter Teil). Die Wohnungsgestaltung des Großbürgertums des 18. und 19. Jahrhunderts war den Wertvorstellungen und der Funktion dieser Klasse angepaßt, und die räumliche Ordnung entsprach somit der sozialen Struktur in der Familie, bzw. der Gesellschaft.

Die räumliche Aufteilung der Wohnung des sozialen Wohnungsbaus ist von staatlichen Richtlinien abhängig. Im Rahmen dieser Richtlinien sind u. a. die DIN-Normen 18011 und 18022 für die Gestaltung der Wohnungen verbindlich. DIN 18011 enthält Angaben über Stellflächen, Abstände und Bewegungsflächen für die einzelnen Räume der Wohnung. DIN 18022 enthält Angaben über Planung, Ausstattung und Einrichtung von Küche, Bad und WC. Beide Normen unterscheiden zwischen Mindestmaßen und Empfehlungsmaßen für die verschiedenen Räume. Sie haben zur Folge, daß zum einen die Wohnung in „Tag- und Nachtbereich aufgeteilt ist, zum anderen die einzelnen Räume in hierarchischer Folge geordnet sind und in der Regel auch in diesem vorgegebenen Sinne von ihren Bewohnern genutzt werden: die Erwachsenen bekommen die größten, die Kinder die kleinsten Zimmer. Das Wohnzimmer, das größte in der Rangfolge, befindet sich im „Tagbereich" und dient ausschließlich zum „Wohnen". Das Elternschlafzimmer, das zweitgrößte und zum „Nachtbereich" gehörende Zimmer, wird lediglich zum Schlafen benutzt. Das benachbarte Kinderzimmer, das kleinste in der Rangfolge, ist Schlafzimmer und Spielzimmer zugleich.
Die durchschnittliche Größe des Kinderzimmers und dessen Spielfläche (120 x 180 cm) muß als unzureichend bezeichnet werden. Der Mangel an Wohn- und Spielfläche in der Wohnung für die Kinder – je nach Alterstufe – bleibt bekanntermaßen nicht ohne Konsequenzen für die psychische und physische Entwicklung des Kindes. Dies geht wiederum zu Lasten der Eltern und besonders der Mutter, die immer noch die wichtigste Bezugsperson des Kindes ist.

Die Küche als „selbständiger Raum", dem „Tagbereich" zugeordnet, wird nach wie vor als „wichtigster Arbeitsraum der Hausfrau" (5) angesehen und dementsprechend auch geplant, obwohl über 46 % aller Frauen zwischen 15 und 65 Jahren in der Bundesrepublik im Jahre 1971 berufstätig waren (6), somit also für einen großen Teil der Frauen die alleinige Berufsbezeichnung „Hausfrau" nicht mehr zutraf. Kehrt die berufstätige Frau und Mutter in ihre Privatsphäre zurück, so besetzt sie wieder ihren traditionellen Arbeitsraum, die Küche. Sie ist hier – isoliert und getrennt von ihrer Familie oder ihren Gästen – für eine bestimmte Anzahl von Stunden – abhängig von der Familiengröße – beschäftigt und leistet täglich mehr unbezahlte Arbeitsstunden als ihr männlicher Partner. Von dieser immer wiederkehrenden sozialen Isolation und Mehrbelastung ist auch jedes andere Mitglied der Familie betroffen, wenn es die traditionelle Aufgabe der Frau in der Küche übernimmt. Die Arbeit in der Küche nimmt im Durchschnitt 50 % aller Hausarbeiten in Anspruch (7).

In dieser Arbeit soll gezeigt werden, daß die bauliche Ordnung innerhalb der Wohnung nach DIN 18011 und 18022 Lebensvorgänge begünstigen, die:

1. nicht mehr den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bewegungen, nämlich den Forderungen nach Emanzipation der Frau, entsprechen,
2. zu einer „kinderfeindlichen Erziehung in der Dreizimmerwohnung" führen.

Diese bauliche Gegebenheit prägt sich in der Lebensform der Familie so aus, daß sie:

1. die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der Arbeitsteilung im Haushalt begünstigt, und
2. als störender Faktor hinsichtlich der Entwicklung des Kindes wirkt.

Wenn sich auch die (formal-) rechtlichen Voraussetzungen für die Gleichberechtigung von Frau und Mann (im Produktionsbereich) verbessert haben, so heißt das noch nicht, daß die soziale Stellung der

Frau tatsächlich der des Mannes entspricht. Dies wird auch in der Privatsphäre deutlich. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, wie sie heute noch fast ausschließlich im Haushalt stattfindet, ist die materielle Basis der Unterdrückung der Frau in der Familie:

„Die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in unserer Gesellschaft bzw. die Sozialisation zu dieser Arbeitsteilung führt zu einer physischen und psychischen Reduktion des Menschen zu einem ‚weiblichen, und zu einem deutlich abgegrenzten ‚männlichen' ‚Menschen' . . . Die Frau entwickelt physische und psychischen Konstitutionen, die genau dem sogenannten ‚Wesen der Frau' entsprechen, und die ständig wieder als Anlaß zur Rechtfertigung ihrer unterdrückten, minderen Stellung benützt werden, vor allem aber als Argument für ihre Zuweisung als Hausfrau und Mutter dienen . . . Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist insofern eine besondere, als sie ein bestimmtes gesellschaftliches Machtverhältnis zwischen Frau und Mann voraussetzt und solange diese Art der Arbeitsteilung bestehen bleibt, dieses Herschaftsverhältnis immer neu produziert." (8) Die Forderung nach Gleichstellung im Hinblick auf Arbeitsleistung und Arbeitsverteilung zwischen den Mitgliedern einer Familie in einer Woheinheit kann durch gezielte räumliche Aufteilung unterstützt werden. Die Überwindung dieser Ungleichheit in der Arbeitsteilung bedarf demnach auch einer neuen Organisation der Wohnung.

Diese Arbeit besteht aus drei aufeinander aufbauenden Teilen:

Im ersten Teil wird ein kurzer Überblick über die soziale Stellung der Frau von der Zeit der insdustriellen Revolution bis heute gegeben.

Der gesellschafts-politische Hintergrund ist für diese Arbeit unerläßlich. Damit soll gezeigt werden, daß die Frau schrittweise ihre veraltete Rolle abschüttelt, am Produktionsprozeß aktiv teilnimmt und gleichzeitig für ihre Rechte und für eine Gleichstellung mit ihrem männlichen Kollegen hart kämpfen muß.

Anhand von empirischem Material zur Berufstätigkeit der Frau in der Gegenwart soll belegt werden, daß sich die Stellung der Frau in der Gesellschaft in einem Prozeß der Änderung befindet. Weiter erweisen die statistischen Zahlen die Ungleichheit in der Arbeitsleistung zwischen den Geschlechtern.

Am Beispiel von Wohn- und Lebensweise einiger unterschiedlicher Gesellschaften wird aufgezeigt, daß die Wohnweise jeweils von der sozialen Struktur abhängig ist.

Der Schluß hieraus ist, daß die veränderte soziale Stellung der Frau heute eine Untersuchung der bestehenden Wohnungen entsprechend ihrer gegewärtigen und zukünftigen Rolle in Familie und Gesellschaft erfordert.

Im zweiten Teil wird ein geschichtlicher Abriß über Wohnverhältnisse von Armen und Reichen am Beispiel Berlin – seit der industriellen Revolution bis zur Einführung des Wohnungsbaugesetzes für die Errichtung von Massenwohnungen für breite Schichten – gegeben.

Die genannten DIN-Normen (18011 und 18022), welche im Rahmen des ersten und zweiten Wohnungsbaugesetzes in den 50-iger Jahren entstanden, bestimmen bis heute noch die Grundrißaufteilung und beeinflussen das Wohnverhalten, nämlich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Haushalt. Diese Normen sind Resultat der gesellschaftlichen Entwicklung des Wohnungswesens.

Die Untersuchung der Entwicklung der Planungsgeschichte von Wohnungen, die auf Klassen bezogen ist, ist notwendig, um aufzuweisen, welche gesellschaftlichen Bemühungen in den letzten hundert Jahren unternommen worden sind, um den krassen Unterschied zwischen Wohnugen für Arme und für Reiche abzubauen.

Der gestalterische Charakter einer Wohnung der Kleinfamilie im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus heute ist durch die überkommene Form der Großbürgerwohnung des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet. Das Wohnverhalten der Kleinfamilie, wie eine Raumnutzungsanalyse am Beispiel der Dreizimmerwohnung zeigt, erinnert an die Lebensweise des Bürgertums des vorigen Jahrhunderts. Die Familie, die im sozialen Wohnungsbau wohnt, lebt jedoch unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen als die bürgerliche Familie im vergangenen Jahrhundert.

Im dritten Teil werden ein neuer Entwurf (siehe Anhang) und beispielhafte Skizzen vorgelegt, die die angestrebte Zielvorstellung dieser Arbeit – die Abschaffung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, bzw. die Herbeiführung der Gleichheit der Arbeitsleistung zwischen den Geschlechtern, den Abbau des hierarchischen Wohnverhältnisses und eine „kindertreundliche Erziehung in der Dreizimmerwohnung" – unterstützen sollen.

1 vgl. Menschik, J., *Feminismus. Geschichte, Theorie, Praxis.* Köln 1977, S. 184 ff.
2 Bahro, R., *Eine Dokumentation.* Köln, Frankfurt/M. 1977, S. 21
3 ebenda S. 22
4 ebenda S. 23
5 Bahrdt, H. P., *Humaner Städtebau.* München 1972, S. 52
6 *Bericht der Bundesregierung über die Maßnahmen zur Verbesserung der Situation der Frau.* Deutscher Bundestag, 6. Wahlperiode, Bonn 1972, S. 5
7 Pross, H., *Die Wirklichkeit der Hausfrau.* Hamburg 1975, S. 93
8 Stefan, R., *Hausfrauen und Mütter. Die vergessenen Sklavinnen.* Berlin 1975, S. 52 ff

Kapitel IV
Das Schlafzimmer

Kapitel IV – 1
Historische Entwicklung der Funktion des Schlafzimmers

Das sogenannte „Schlafzimmer" hat seine Funktion bis heute wenig geändert. Es war auch Bestandteil der vornehmen Wohnungen der Mittel- und Oberschicht im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts.

Anhand der geschichtlichen Beschreibungen von Meier-Oberist zur Tätigkeit der Bewohner im Schlafzimmer sind gewisse Variationen zu verzeichnen (siehe folgendes Kapitel), im großen und ganzen hatte und hat jedoch das Schlafzimmer seine mystische Funktion als Intimbereich.

Das Schlafzimmer im 18. Jahrhundert war „ein in sich abgeschlossener Raum. Zugleich wurde es zum Mittelpunkt des vertrauteren gesellschaftlichen Verkehrs. Die Dame des Hause empfing im Alkoven, also in der mit einem Bett oder einem Ruhesofa ausgestattete Nische oder auch am Putztisch sitzend, Kavaliere. Vor dem Spiegel führte sie ihnen die neuesten Kostüme vor. Hier frühstückte die Familie, und man liebte es, Gerichte am Kamin des Schlafzimmers zuzubereiten." (1)

Am Anfang des 19. Jahrhunderts verlor das Schlafzimmer seine Bedeutung als Repräsentationselement, und seine Funktion wandelte sich. Es „rückte nach hinten" (2) in den Intimbereich, sodaß zusammen mit dem Kinderzimmer ein in sich abgeschlossener Familienbereich entsteht, der zwischen Repräsentations- und Wirtschaftsbereich liegt (siehe Abb. 27). Das Schlafzimmer „wurde zu einem abgesonderten, kühlen, einfachen, stillen und ernsten Raum. In seinem ‚Nachsommer' schreibt Stifter, daß ‚das Elternschlafzimmer von den Kindern nicht betreten werden durfte. Nicht einmal den Dienstboten war es gestattet, dort täglich sauberzumachen. Das übernahm die Mutter selbst." (2)
Norbert Elias macht zu der spezifischen „Veränderung des menschlichen Verhaltens" im Schlafzimmer folgende Bemerkungen: „Das Schlafzimmer ist zu einem der ‚privatesten' und ‚intimsten' Bezirke des menschlichen Lebens geworden. Wie die meisten körperlichen Verrichtungen hat sich auch das ‚Schlafen' mehr und mehr ‚hinter die Kulissen" des gesellschaftlichen Verkehrs verlagert. Die Kleinfamilie ist, als einzige legitime, gesellschaftlich sanktionierte Enklave für diese, wie für viele anderen Funktionen des Menschen übriggeblieben. Ihre sichtbaren und unsichtbaren Mauern entziehen das ‚Privateste', ‚Intimste', das ununterdrückbar ‚Tierische' im Dasein des einen Menschen den Blicken des anderen." (4)

Die Erscheinungsform des Schlafzimmers und seine Zuordnung zum Familienbereich wurde auch im 20. Jahrhundert beibehalten. Mit der technischen Entwicklung wurde jedoch seine Ausstattung verbessert: „Es wurde bedeutend heller und durch die Zentralheizung zu allen Jahreszeiten wohnlich. Auch seiner Einrichtung widmete man mehr Sorgfalt. Die alten, billigen, angestrichenen Bettstellen wichen wertvolleren aus gutem Holz in besserer Ausführung. Der Waschtisch bekam eine komfortablere Gestalt." (5)

Jegliche bürgerlichen Elemente in der Wohnung, „Wohnzimmer" oder „Schlafzimmer", waren in den Unterkünften der Arbeiterfamilien unbekannt. Aufgrund der beengten Wohnverhältnisse mußte unter Umständen jeder Raum auch als Schlafzimmer dienen.

Eine Umfrage, die in den 20-iger Jahren in Berlin-Pankow durchgeführt wurde, hatte ergeben, daß bei 7 750 Volksschülern in einem einzigen Wohnraum schliefen (6):

in	1 067 Fällen	4 Personen
in	505 Fällen	5 Personen
in	212 Fällen	6 Personen
in	52 Fällen	7 Personen
in	29 Fällen	8 Personen
in	38 Fällen	11 Personen
	1 903	

Diese Untersuchung zeigt, daß bei mindestens 1903 Familien kein Elternschlafzimmer als „Intimbereich" existierte.

Kapitel IV – 2
Behinderung der Emanzipation durch das Schlafzimmer

Die Kennzeichen eines Elternschlafzimmers in der Architektur sind: seine Größe, Zuordnung und die Installation von drei Steckdosen. Das Elternschlafzimmer ist das zweitgrößte Zimmer (7), es liegt am zweiten Knotenpunkt der Wohnung mit Kinderzimmer, Bad und WC und bildet mit diesen den sogenannten Nachtbereich: Schlafräume und Hygienezelle. Zwei der drei Steckdosen (für je eine Nachtischlampe) sind an einer Wand im Abstand von ca. 2, 60 m (Doppelbett und zwei halbe Nachtschrankbreiten) angebracht (siehe Abb. 28).

Für die räumliche Gestaltung des Schlafzimmers enthält die DIN 18011 (Stellflächen, Abstände und Bewegungsflächen im Wohnungsbau, März 1967) die folgenden Vorschriften bzw. Empfehlungen:

2.4 Elternschlafzimmer
2.41 Für folgende Möbel sind Stellflächen empfohlen (siehe Tabelle 10).

Tabelle 10 (9)

Stellfläche für	Anzahl	erforderlich b x t	empfohlen b x t	Legende zu Abb. 29
Betten	2	100 x 205		1
Nachtschränke, Ablage	2	55 x 40		2
Kleider-, Wäscheschrank	1	220 x 65	250 x 65	3
zusätzl. Möbelstück (z.B. Kommode, Frisiertoilette, Nähmaschine	1	100 x 55		4
Stühle	2	45 x 50		5
Heizkörper	1	70 x 110		6

Ein Schlafzimmer, gestaltet nach diesen Angaben über Möbelstellflächen und Mindestmaße für Abstände und Bewegungsflächen sieht folgendermaßen aus (siehe Abb. 29).
Die Größe von 14, 0 qm (4, 00 x 3, 50 m) kann bei Berücksichtigung der DIN 18011, 2. 4 nicht unterschritten werden. In seinen „Überlegungen zur Wohnungspolitik für eine nahe Zukunft" (11) schreibt der Soziologe H. P. Bahrdt zur Gestaltung des Schlafzimmers: „Seine Größe ist danach zu bemessen, daß Ehebetten traditionellen Ausmaßes Platz finden. Der Architekt hat kein Recht, von den Bewohnern die Anschaffung französischer Betten zu verlangen, auch wenn er sie selbst bevorzugt (vgl. Legende zu Abb. 30, 1.). Eine Wand des Schlafzimmers sollte in voller Länge als Schrankwand dienen (vgl. Legende zu Abb. 30, 3.). Das Schlafzimmer soll groß genug sein, um im Bedarfsfall ein Kinderbett aufzunehmen (vgl. Legende zu Abb. 30, 4.). Im Schlafzimmer wird auch Platz für einen Tisch mit Sitzgelegenheit benötigt (vgl. Legende zu Abb. 30, 5.). Ferner wird man wohl einen Platz für eine Frisiertoilette oder ein anderes Möbel mit ähnlicher Funktion vorsehen (vgl. Legende zu Abb. 30, 6.). Das Zimmer soll trotz der reichlichen Möblierung noch Platz bieten, um sich frei bewegen zu können." (12)

Der Vergleich des oben nach DIN 18011, 2. 4 skizzierten Schlafzimmers mit dem nach den Vorschlägen von H. P. Bahrdt möblierten Schlafzimmer ergibt, daß sich – bei sonst gleichbleibender Möblierung – die Mindestfläche durch den von Bahrdt geforderten Tisch um 1, 64 qm bzw. 12 % auf 15, 64 qm erhöht.

Meyer-Ehlers hat in ihren Untersuchungen über die Funktion des Elternschlafzimmers herausgefunden, daß 84 % der Bewohner den Raum wie von Architekten vorgesehen verwenden. 11 % benutzen den Raum als Kinderzimmer, 3 % haben es als Arbeitszimmer, 2 % als Wohnzimmer eingerichtet. Die Größe des Schlafzimmers liegt zwischen 12, 10 und 18, 18 qm (Durchschnitt 15, 14 qm). Bei den Befragten ist festgestellt worden, daß das Schlafzimmer am Tage weitgehend ungenutzt bleibt. „Zwischen 8 und 10 Uhr vormittags befindet sich zwar ein gewisser Anteil der Hausfrauen im Schlafzimmer, doch diese Tatsache darf nicht täuschen, denn während der Tätigkeit des Sauber- und Bettenmachens dient der Raum ja nicht den Bewohnern, sondern umgekehrt der Bewohner dem Raum. Einen leichten Anstieg zwischen 14 und 15. 30 Uhr kann man auf die Mittagsruhe einiger Hausfrauen zurückführen" (14)(siehe dazu Tagesdiagramm der Schlafzimmernutzung).

„Der Hausherr hält sich am Tage praktisch überhaupt nicht im Schlafzimmer auf. Die knapp über der Nullbasis verlaufende Nutzungslinie der Väter findet ihre Erklärung darin, daß einige Väter Nachtdienst haben, und deshalb am Tage schlafen . . . Erst mit den Aktivitäten ‚Nähen und Basteln' der Mütter und ‚berufliche Arbeit' und ‚Schreibarbeit' der Väter übernimmt das Elternschlafzimmer Zusatzfunktionen, die jedoch geringfügig bleiben. Nur in 9 % der Elternschlafzimmer steht ein Arbeitstisch." (15)

Ein Elternschlafzimmer, das wie geplant auch genannt und nach Meyer-Ehlers Untersuchungen auch bewohnt wird, unterliegt in der Zeit von 5. 30 bis 24 Uhr im Mittelwert folgender Benutzungsdauer:

Mütter	3 Std 35 min
Väter	2 Std 38 min
Kinder aller Alterstufen	5 min

Dies entspricht einer Nutzungsdauer von 6 Std 18 min (17).

Die folgenden Auswirkungen der monofunktionellen Nutzung des Elternschlafzimmers sind für diese Arbeit von Bedeutung:

1. Die Funktion des „Schlafens der Eltern" findet in der Wohnung in einem 15, 15 qm großen Raum statt, der am Tag von seinen Bewohnern ungenutzt bleibt.

Damit vermindert ein Elternschlafzimmer die Gesamtnutzungsfläche der Wohnung um 16 bis 25 % (je kleiner die Wohnung, desto größer der Nutzungsflächenverlust). Die Begrenzung der Tätigkeit der Bewohner am Tag auf eine „geschrumpfte" Wohnfläche erhöht die Belegungsdichte der Wohnung.

In dem vorliegenden Grundrißbeispiel (siehe Abb. 31) beträgt die Zimmerfläche 15, 68 qm, die Gesamtwohnfläche 80, 53 qm, sodaß tagsüber nur noch 64, 85 qm (83, 53 – 15, 68 qm) für die Familie als nutzbare Wohnfläche zur Verfügung stehen.

Anders interpretiert: die vorgesehenen 20 qm pro Person (80 qm : 4 Personen) beträgt während des Tags effektiv nur noch 16, 21 qm (64, 85 : 4 Personen) pro Person.

2. H. P. Bahrdt sieht in seinen Vorschlägen zur effektiven Nutzung des Elternschlafzimmers diesen Raum auch als Arbeitsbereich der Hausfrau vor. In Meyer-Ehlers Untersuchungen ist jedoch festgestellt worden, daß das Schlafzimmer diese Zusatzfunktion nicht übernimmt. Es bleibt die Frage offen, in welchen räumlichen Bereich einer Wohneinheit die Ehefrau und Mutter sich zurückziehen und eine Tätigkeit ausüben kann, die nichts mit ihrer Hausfrauenrolle zu tun hat, und welche Konsequenzen der Mangel eines Individualbereichs nach sich zieht.

Zugeordnete Gesamtwohnfläche	80, 53 qm
Wohnzimmerfläche	– 20, 57 qm
Effektive Bewegungsfläche 1	59, 96 qm
Elternschlafzimmerfläche	– 15, 68 qm
	44, 28 qm

Die effektive Bewegungsfläche in der Wohnung, die für Frau und Kinder verfügbar ist, beträgt nach der 2. Analyse somit 44, 28 qm statt 80, 53 qm, was eine Verminderung um 45 % bedeutet. (siehe Abb. 31).

Kapitel IV – 3

Schlußfolgerung

In den bürgerlichen Wohnungen des 19. Jahrhunderts diente ein besonderes Zimmer als Schlafraum,

das am Tage nicht für andere Zwecke benutzt werden mußte. Der Verlust der tagsüber nicht benutzten Fläche im Verhältnis zur Gesamtwohnfläche war – verglichen mit heute – wesentlich geringer, d. h. die Verminderung der verfügbaren Nutzungsfläche war in der bürgerlichen Großwohnung nicht so gravierend wie in der heutigen 3-Zimmerwohnung. Hier wirkt sich die durch die baulichen Gegebenheiten unterstützte Monofunktionalität des Schlafzimmers in doppelter Weise negativ aus:

Die gemäß DIN vorgesehene Wohn- und Bewegungsfläche wird insgesamt für alle Bewohner verkleinert. Insbesondere betroffen sind hiervon die Kinder, welchen außer dem Wohnzimmer auch das Elternschlafzimmer entzogen ist (siehe Tagesdiagramm). Ihre Einengung auf eine geringe Spiel- bzw. Arbeitsfläche geht gleichzeitig zu Lasten der Mutter, welche die Kinder während des Tages zu Hause betreut.

Die Tabuisierung des Schlafzimmers verhindert jedoch meist auch, wie Meyer-Ehlers feststellte, die von H. P. Bahrdt geforderte Nutzung dieses Raumes als Individualbereich der Frau.

Nach Mitscherlich läßt sich jedoch ein gutes Wohnklima „nur dort erreichen, wo zwei Bedürfnissen genügt werden kann: dem Kontaktbedürfnis der zusammen Hausenden – in einer heruntergekommen, aber ursprünglich guten Sprachfloskel: dem geselligen Beisammensein – und zugleich dem Bedürfnis nach Alleinsein. Das heißt, eine Wohnung soll Sammelplätze und von den Teilnehmern einer Gruppe respektiertes Sonderterritorium des Einzelnen enthalten“ (18). Wird diese „soziolo-kulturelle Ausdrucksfunktion“ die gleichwertig neben der „biologischen Schutzfunktion“ der Wohnung besteht, aufgrund von unzureichendem Wohnraum nicht gewährleistet, so ist nach Mitscherlich eine „überaggressive Charakterentwicklung“ die Folge.

Unter diesem seelischen Zustand leidet nicht nur die Frau. Er wird auch auf ihre Familie übertragen. Ein Individualbereich für jedes Familienmitglied ist somit eine Voraussetzung für die Emanzipation der ganzen Familie.

Myra Warhaftig

1 Meier-Oberist, E., *Kulturgeschichte* . . . a. a. O., S. 179
2 ebenda S. 273
3 BusB 1877, a. a. O., S. 461
4 Elias, N., *Über den Prozeß der Zivilisation.* Bd. 1, Baden-Baden 1977, S. 222
5 Meier-Oberist, E., *Kulturgeschichte* . . . a. a. O., S. 273
6 Kuczynski, J., Hoppe, R., *Geschichte der Kinderarbeit in Deutschland 1750 – 1939.* Berlin 1958, Bd. 2, S. 266
7 *DIN 18011, 2.4* und Meyer-Ehlers,G., *Wohnung* . . .
8 BusB 1974, a. a. O. S. 584
9 *DIN 18011, 2.4.1*
10 wenn eine Ofenheizung vorhanden ist
11 siehe Untertitel zu Bahrdt, H. P., *Humaner* . . . a. a. O.
12 Bahrdt, H. P., *Humaner* . . . a. a. O., S. 48 f
13 Legende zu Abb. 30
1. Traditionelles Ehebett (100 x 205)
2. „Eine Wand des Schlafzimmers sollte in voller Länge als Schrankwand dienen“ (t = 65 cm)
3. „Am besten beginnt der Türrahmen einige Zentimeter neben der Vorderfront der Schrankwand“ (t = 5 cm)
4. „Im Bedarfsfall ein Kinderbett aufnehmen“ (55 x 110)
5. „Platz für einen Tisch mit Sitzgelegenheit wird benötigt, damit die Mutter sich zu einer stillen Beschäftigung zurückziehen kann“ (55 x 110)
6. „. . . wird man wohl einen Platz für eine Frisiertoilette . . .“ (110 x 55)
7. „. . . einen leichten Zugang zu einem Balkon . . .“
Bahrdt, H. P., *Humaner* . . . a. a. O., S. 48 f
14 Meyer-Ehlers, G., *Wohnung* . . . a. a. O., S. 76
15 Meyer-Ehlers, G., *Wohnung* . . . a. a. O., S. 76
16 ebenda S. 85
17 ebenda S. 103
18 Mitscherlich, A., *Die Unwirtlichkeit unserer Städte.* Frankfurt 1965, S. 136

Myra Warhaftig, *Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeit zur Überwindung.* Problemstellung und Kap. IV der unveröff. Diss., Berlin 1978

(Die zur bildlichen Erläuterung ausgesuchten Grundrisse mußten wir aus Platzgründen leider weglassen.)

Bücher, die uns aufgefallen sind:

Emma Goldman, *Gelebtes Leben.*
Bd.1, Karin Kramer Verlag, Berlin 1978
Mary Nash, *Mujeres Libres.*
Karin Kramer Verlag, Berlin 1978
Hanna Johansen, *Die stehende Uhr.*
Roman, Carl Hanser Verlag, München/Wien 1978
Virginia Woolf, *Ein Zimmer für sich allein.*
gerhardt verlag, berlin 1978
Virginia Woolf, *Drei Guineen.*
Frauenoffensive, München 1978
Kate Millet, *Sita.*
Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978
Georges Bataille, *Die psychologische Struktur des Faschismus. Die Souveränität.*
Hrsg. v. Elisabeth Lenk, Nachwort Rita Bischof.
Matthes & Seitz Verlag, München 1978
Maxie Freimann, *Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes.*
Matthes & Seitz Verlag, München 1978
Eleanor Flexner, *Hundert Jahre Kampf. Die Geschichte der Frauenrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten.*
Hrsg. v. Gisela Bock. Syndikat, Frankfurt am Main 1978
Patricia Highsmith, *Ediths Tagebuch.*
Roman. Diogenes Verlag, Zürich 1978
Annemarie Droß, *Die erste Walpurgisnacht, Hexenverfolgung in Deutschland.*
Verlag Roter Stern, Frankfurt am Main 1978
Brigitte Wormbs, *Über den Umgang mit Natur, Landschaft zwischen Illusion und Ideal.*
Verlag Roter Stern, Frankfurt am Main 1978
Claude Alzon, *Femme mythifiée, femme mystifiée.*
Presses Universitaire de France, Paris 1978
Maren Sell, *Mourir d'absence.*
Bernard Grasset, Paris 1978

Tausend Jahre sind wie ein Tag

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen und Autorinnen:	Roswitha Kaever Elfriede Jelinek Margrit Kennedy Karin Kersten Friederike Mayröcker Heidi Pataki Christa Reinig Myra Warhaftig
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	contrast gmbh, Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (Repro, Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PScha Berlin (West) Nr. 239 644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD:	Frauenbuchvertrieb GmbH Mehringdamm 34 1000 Berlin 61 Tel. (030) 251 16 66

Abonnement- und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen sowie mehrfache Bestellungen sind an die Frauenbuchvertrieb GmbH zu richten.